

Mitropa 2023 | 24

Jahresheft des Leibniz-Instituts
für Geschichte und Kultur
des östlichen Europa (GWZO)



Leibniz-Institut für
Geschichte und Kultur
des östlichen Europa

Mitropa-Schlaf- und Speisewagen sind nur mehr als Eisenbahnmodelle erhältlich. »Mitropa« ist das Akronym für »Mittleuropäische Schlaf- und Speisewagen Aktiengesellschaft«, zugleich Kurzwort für »Mittleuropa«. In der Geschichte der Eisenbahn und des Reisens bezeichnet es eine Institution auf Schienen, ein Objekt gebrochener wie nostalgischer Erinnerung und einen Maßstab für »Service im Zug«. Der Name steht ebenso für historische Veränderung wie für Kontinuität. 1916 in einer historischen Situation gegründet, in der auch Friedrich Naumanns geopolitische Vision von »Mittleuropa« entstand, war die Mitropa AG ein prestigereiches Unternehmen, bot ihren Reisenden die »Mitropa-Zeitung« an – ein Schelm, wer hier in der »Mitropa« des GWZO deren Fortbestand wittern will... Die Geschichte dieses *players* im Sektorservice folgt den Brüchen des 20. Jahrhunderts. Die Mitropa ließ sich im Nationalsozialismus gleichschalten, setzte den Antisemitismus der Nürnberger Gesetze mit dem Ausschluss von jüdischen Reisenden durch, bewirtschaftete die »Fliegenden Züge« der Reichsbahn, Vorläufer des ICE,

und war zugleich Arbeitgeberin der eisenbahnerischen Widerstandskämpfer der »Mitropa-Gruppe«. Die Mitropa AG existierte auch im Sozialismus als solche weiter. SED-Funktionär*innen fuhren mit ihr, verdiente Arbeiter*innen mit ihrem privilegierten Sonderzug »Tourex« ans Schwarze Meer nach Rumänien und Bulgarien, bei der Mitropa aßen polnische Dissident*innen, wie sie es bei der WARS taten, tschechische Underground-Künstler*innen wie bei der ČSD, ungarische Musiker*innen wie bei der Utasellátó sowie manche*r Pionier*in des Nachwende-Kapitalismus. Gäbe es das Unternehmen noch, würde es auch unsere Mitarbeiter*innen befördern, die, wenn nicht in unserem Stammhaus in Specks Hof in Leipzig am Arbeiten, unterwegs sind zu Bibliotheken, Archiven, Grabungsstätten und zu Tagungen und Konferenzen gemeinsam mit unseren Kooperationspartner*innen in der Region. Als Name unseres Jahreshefts signalisiert »Mitropa« Bewegung und Vernetzung und die Dynamik, welche auch die Forschung des GWZO seit 1996 kennzeichnet.

2 Editorial

MAREN RÖGER

Mit eigenen Augen

4 Oasen, Metropolen, versunkene Häfen

Eine Reise durch ägyptische Archivlandschaften

UNDINE OTT

Leseproben

8 Spätantike Villenlandschaften

Landschaft, Raum und Umwelt

ORSOLYA HEINRICH-TAMÁSKA, MÁTÉ SZABÓ,
MÁRTON SZABÓ UND DOMINIC MOREAU

14 Kaufleute als Diplomaten

Die armenische Handelsdiaspora in der
spätmittelalterlichen Schwarzmeerregion

ALEXANDR OSIPIAN

Journal

19 Ukrainerinnen in Leipzig

»Wenn Deutschland Putin schon 2013
in die Schranken gewiesen hätte, wären wir
jetzt nicht hier.«

LISA FÜCHTE

24 »Über Osteuropa Bescheid wissen«

Geflüchtete ukrainische Wissenschaftlerinnen
und ihr Weg ans GWZO

ILONA FELDMANN

29 Der am besten dokumentierte Krieg

Ukrainische Oral History in Zeiten der Extreme

DARIA REZNYK

33 Eine Wende in der historischen Forschung?

Die Neubewertung der sowjetischen Archive
während des Krieges in der Ukraine

POLINA GUNДАРINA

Fundstücke

36 Social Media, Sonderbriefmarken und Straßennamen

MERVE NEZIROĞLU

38 Fußmatte, Wandkalender, Apfelbaum

DOROTHEE RIESE

41 »Nachrichten aus der Walachei«

HALYNA YATSENIUK

45 Alltag zwischen Weltkrieg und Reißbrett

KAJA SCHELKER

Wissenschaft & Öffentlichkeit

48 Das GWZO auf Sendung

49 Videoreihe »Ostblick«

49 Bildungsangebote zum Krieg gegen die Ukraine

ANNE-MARIE OTTO, STEPHAN STACH UND ILONA FELDMANN

52 Ausstellungskalender 2023/24

57 Thematische Arbeitsgruppen

60 Freiwilligendienst am GWZO

62 Publikationen

64 Abbildungsnachweise Impressum

Editorial

Die Mitropa, das Jahresheft des GWZO, richtet sich an eine breite, interessierte Leserschaft. Es bringt seit 2011 unsere Forschungs- und Vermittlungsarbeit in leichter Gestalt zu unseren Leser*innen. Doch die Zeiten sind schwer. Im Februar 2022 startete die Russische Föderation ihren Angriffskrieg auf das komplette Territorium der Ukraine. In der Folge entwickelten wir eine Reihe an Aktivitäten, um den großen Wissenslücken in der deutschen Gesellschaft entgegenzutreten: Expert*innen aus dem GWZO hielten an Schulen in Sachsen Unterrichtsstunden. Mitarbeiter*innen nahmen an Podiumsdiskussionen teil und hielten Vorträge. Breitgefächerte E-Learning-Kurse, die sich an Schüler*innen und Erwachsene richten, gingen im Frühjahr 2023 online. Eine sich über zwei Semester erstreckende interdisziplinäre Ringvorlesung zu Literatur, Kultur und Geschichte der Ukraine, die das GWZO zusammen mit der Universität Leipzig, dem Leibniz-Institut für jüdische Geschichte und Kultur – Simon Dubnow (DI) und der Leipziger Filiale des Polnischen Instituts Berlin organisierte, widmete sich unterschiedlichen Themen der Geschichte der heutigen ukrainischen Gebiete, von der Archäologie bis zur Zeitgeschichte, aber auch literatur- und kulturwissenschaftlichen Fragen. In diesem Rahmen fand 2022 auch die Oskar-Halecki-Vorlesung des GWZO statt, die die britisch-ukrainische Autorin und Historikerin Olesya Khromeychuk

zu »Choosing Freedom in Ukraine: Historical Roots and Contemporary Meaning« hielt.

Auch diese Mitropa, die Ausgabe 2023/24, legt ihren Schwerpunkt auf das Forschen zu und mit der Ukraine.

Das GWZO nahm seit Februar 2022 zahlreiche geflüchtete ukrainische Wissenschaftlerinnen auf, darunter auch aus Charkiw, dessen ehemals lebendiges Stadtviertel Saltiwka auf dem Cover der Mitropa zu sehen ist – vor der weitreichenden Zerstörung durch den russischen Angriffskrieg. Sie bereicherten die Wissenschaftslandschaft und den Alltag am Institut enorm. Davon zeugen auch zahlreiche Gegenstände, die Schubladen füllen und Regale zieren.

Von den ukrainischen Wissenschaftlerinnen geben Daria Reznyk und Halyna Yatseniuk im vorliegenden Magazin Einblick in ihre Forschung: Daria Reznyk setzt sich mit den schwierigen Bedingungen der Oral History in Kriegszeiten auseinander, Halyna Yatseniuk beschäftigt sich mit der problematischen Versorgungslage deutschsprachiger Soldaten während der Schlacht von Chotyn 1621. Über die Flucht und Ankunft in Leipzig sprach Lisa Füchte mit einigen ukrainischen Wissenschaftlerinnen. Ilona Feldmann, studentische Hilfskraft im Direktionsbereich »Transfer und Publizieren«, berichtet in einer Reportage über den institutionellen Alltag der geflüchteten Wissenschaftlerinnen am GWZO.



Fundstücke aus den ersten Monaten des Krieges spüren der Kreativität und zugleich Ratlosigkeit nach, mit der Menschen Antworten auf die Aggression suchten. Merve Neziroğlu analysiert Memes, Tweets, Sonderbriefmarken und Änderungen von Straßennamen und geht so auf Öffentlichkeiten in Europa ein, auf die sich das Kriegsgeschehen vielseitig auswirkte. Dorothee Riese blickt zurück auf einen Telegram-Chat mit einer Geflüchteten, die Unterkunft in Leipzig fand, und reflektiert über das Gefühl der Hilflosigkeit.

Vor große Probleme gestellt sahen und sehen sich weiterhin auch alle Forschenden am GWZO, deren Arbeiten auf Quellen aus der Ukraine und Russland basieren. Zahlreiche Archive in der Ukraine schlossen für längere Zeit, an eine Einreise in die Ukraine war kaum zu denken. Einreisesperren, eingestellte Kooperationen und gesperrte Internetseiten machten auch die Arbeit mit Quellen aus Russland nahezu unmöglich. Polina Gundarina diskutiert in ihrem Beitrag am Beispiel der Geschichte sozialistischer und sowjetischer Architektur, wie sich der russische Angriffskrieg gegen die Ukraine auf die Archivsituation im Land

des Aggressors selbst und die methodische Einordnung von Quellen auswirkte.

Die Beiträge in den Rubriken »Mit eigenen Augen« und »Leseproben« geben weitere Einblicke in die thematische Vielfalt, epochale Breite, Interdisziplinarität und den transregionalen Charakter der Forschung am GWZO. Undine Ott erkundet die ägyptischen Archivlandschaften zwischen Oasen, Metropolen und versunkenen Häfen, während uns Orsolya Heinrich-Tamáska, Máté Szabó, Márton Szabó und Dominic Moreau das Potential der Landschaftsarchäologie am Beispiel spätantiker Villen in Pannonien nahebringen. Und Alexandr Osipian erörtert die Rolle armenischer Kaufleute als Diplomaten in der mittelalterlichen Schwarzmeerregion.

Wir wünschen Ihnen anregende Lektüre.

Maren Röger

MAREN RÖGER
Direktorin des GWZO



4 Mit eigenen Augen

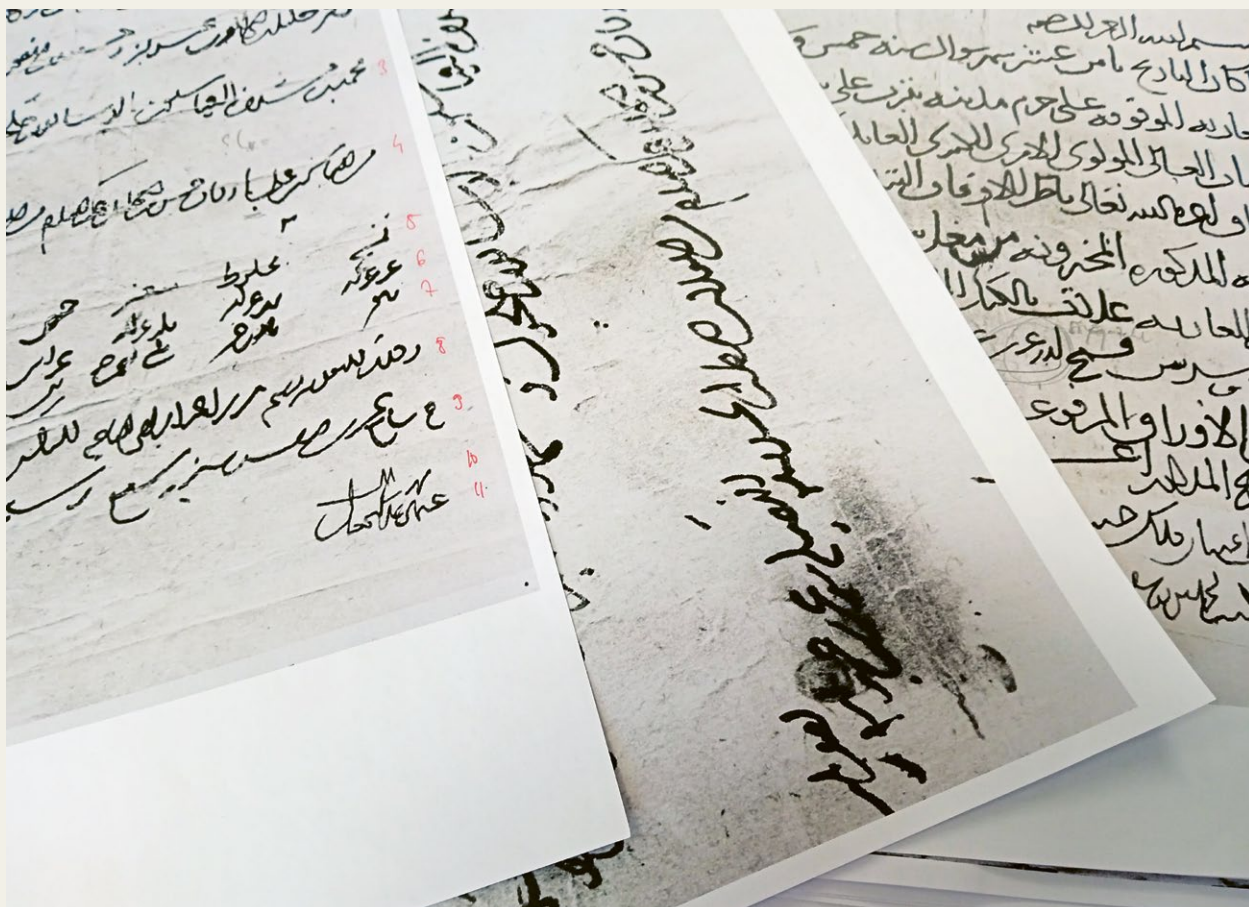
gibt in weitgehend unkommentierter Form ausgewählte Stücke des reichen visuellen Materials wieder, das im Laufe eines Jahres am GWZO zusammenkommt. Die Rubrik bietet Einblicke in die Untersuchungsregion, bevor aus ersten Beobachtungen analytische Texte werden.

Oasen, Metropolen, versunkene Häfen

Eine Reise durch ägyptische Archivlandschaften

UNDINE OTT

Abb. 1 Vorbereitung auf die ISAP-Konferenz: Arbeit mit arabischen Dokumenten aus dem frühen 14. Jahrhundert



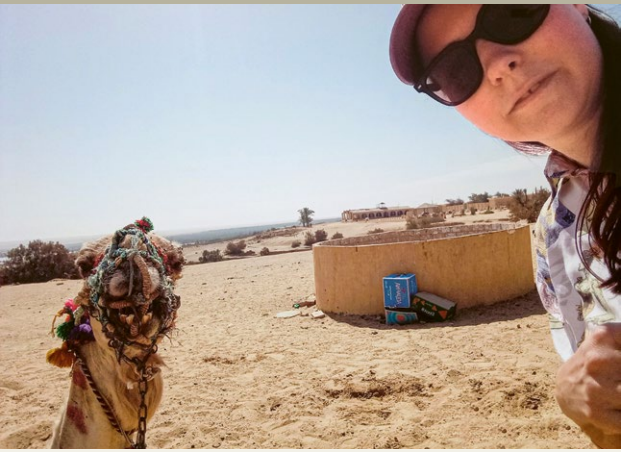


Abb. 2 (links)

Die Autorin mit touristischem Nutztier am Qarun-See (Fayyum)



Abb. 3 (rechts)

Es wächst und gedeiht im Fayyum.

Viele Zehntausend arabische Dokumente sind aus dem mittelalterlichen Ägypten überliefert. In ihnen spiegelt sich die einstige Diversität des Landes. Im Folgenden nehme ich Sie mit auf eine Reise durch drei ägyptische Archivlandschaften.

In mittelalterlicher Zeit war Kairo das politische und wirtschaftliche Zentrum Ägyptens. Die meisten Chroniken wurden dort geschrieben und erzählen vom Leben in der Hauptstadt, über andere Regionen Ägyptens haben sie wenig zu sagen. Das Land war zwischen Mittelmeer und Nubien, Rotem Meer und Großer Sandsee geografisch, klimatisch und gesellschaftlich ausgesprochen heterogen. Von vielen Orten sind Briefe, Urkunden, Schuldscheine oder Petitionen überliefert, die sich mehreren mittelalterlichen Dossiers und Archiven zuordnen lassen. Die Dokumente, geschrieben auf Papyrus oder Papier, erhellen die Geschichte von Regionen, Wirtschaftszweigen und sozialen Gruppen, die in Kairener Chroniken unterbelichtet bleiben. Der Erschließung und Erforschung dieser Dokumente widmet sich die International Society for Arabic Papyrology (ISAP).

Im März reiste ich für die Konferenz der ISAP ins Fayyum. ^{Abb. 1} Die Schein-oase, eine Ausbuchtung des Niltals südöstlich von Kairo, verdankt ihre Existenz dem Yusuf-Kanal, einem einstigen Nilarm, der in den abflusslosen Qarun-See



Abb. 4 Im März 2023 leider noch geschlossen: Ben-Ezra-Synagoge in Fustat (Kairo)

mündet. ^{Abb. 2} Seit pharaonischer Zeit ermöglicht ein weit verzweigtes Bewässerungssystem die intensive landwirtschaftliche Nutzung des Fayyum-Beckens. ^{Abb. 3} Eine enorme Zahl an erhaltenen Dokumenten beleuchtet die Geschichte der ländlich geprägten Region in früh- und hochmittelalterlicher Zeit, in der die dortige Bevölkerung mehrheitlich christlich war. Die Dokumente legen nahe, dass die Landwirtschaft des Fayyum bereits in mittelalterlicher Zeit stark monetarisiert und kommerzialisiert war. Angebaut und verarbeitet wurden nicht nur Getreide und andere Nahrungspflanzen, sondern zunehmend auch *cash crops* wie Flachs und Zuckerrohr. Ein bedeutender Teil der Produktion wurde in andere Regionen Ägyptens verkauft, Zucker und Textilien auch übers Mittelmeer exportiert.

Im Anschluss an die Konferenz machte ich Urlaub in weiteren wichtigen Archivlandschaften Ägyptens. Ein Spaziergang durch Fustat, jenen Teil Kairo, der vor dem 10. Jahrhundert entstand, führte mich zur Ben-Ezra-Synagoge. Das Gebäude stand nach langjähriger Renovierung kurz vor seiner Wiedereröffnung. ^{Abb. 4} In der Synagoge war im 19. Jahrhundert ein Raum entdeckt worden, der 40.000 Dokumente vor allem aus hochmittelalterlicher Zeit enthielt. Die Stücke waren auf Hebräisch, Arabisch oder Judäo-Arabisch verfasst worden. Die Dokumente der Kairener Geniza beleuchten die Sozialstruktur der Fustater und anderer jüdischer Gemeinden in Ägypten. Und sie gewähren zudem Einblicke in die Geschäfte jüdischer Kaufleute aus der ägyptischen Metropole, die im Niltal und -delta, aber auch im Mittelmeerraum und Indischen Ozean aktiv waren.

Von Kairo erholte ich mich in einem Resort am Roten Meer. Quasi nebenan befand sich bis ins 16. Jahrhundert die Hafenstadt Quseir. ^{Abb. 5} Hunderte hoch- und

UNDINE OTT ist Arabistin und erforscht mittelalterliche Extremwetterereignisse und Seuchen in Ägypten und der Levante und ihren sozio-ökonomischen Kontext. Sie arbeitet unter anderem mit arabischen Dokumenten aus dem 14. Jahrhundert. Sie war bis Ende 2023 Mitglied der von der Volkswagenstiftung geförderten Nachwuchsforschungsgruppe »Dantean Anomaly«.

Abb. 5 (links)

Urlaub machen, wo andere ausgraben:
Quseir

Abb. 6 (rechts)

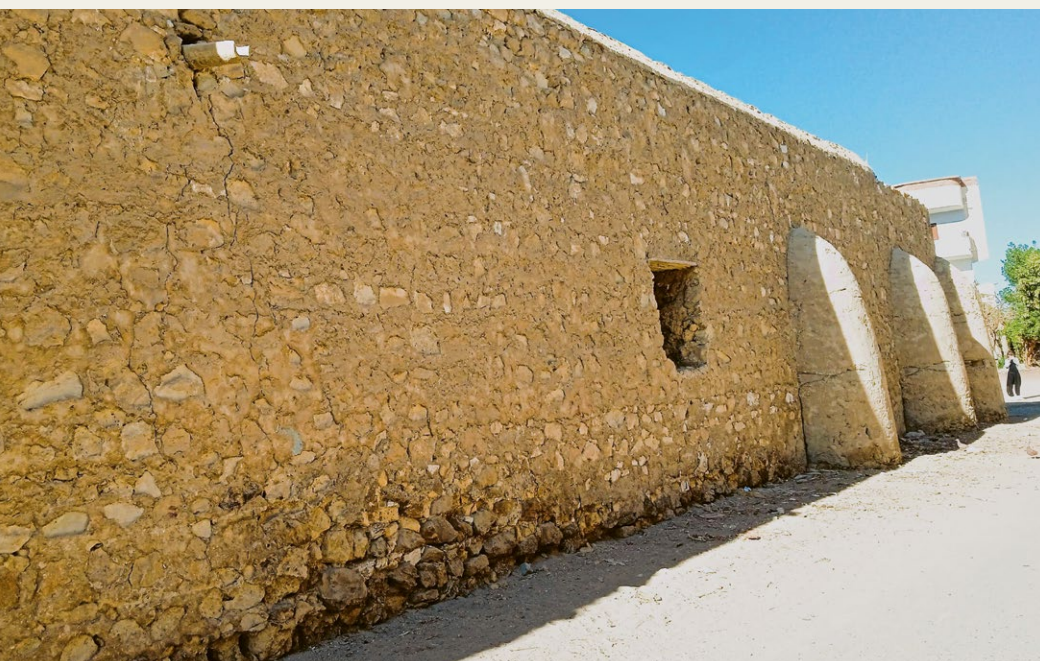
Getreidesilo (19. Jahrhundert) am Hafen des neuzeitlichen Quseir, einige Kilometer südlich der untergegangenen Stadt gelegen



Abb. 7 Geschäftsbrief aus Quseir



spätmittelalterliche Dokumente sind dort seit den 1970er Jahren bei Ausgrabungen zum Vorschein gekommen. Quseir war ein isoliert gelegener Hafen. Vom Niltal, der Lebensader Ägyptens, führte ein Karawanenweg 200 Kilometer durch die Östliche Wüste dorthin. Die überlieferten Dokumente demonstrieren aber, dass sich Quseir zweimal im Jahr, zur Haddsch und zur Monsun-Saison, in ein Zentrum des maritimen Pilger- und Handelsverkehrs verwandelte. Briefe, Listen, Zettel und Quittungen geben Aufschluss über die Geschäftspraktiken muslimischer Kaufleute, die zwischen Rotem Meer, Indischem Ozean und Niltal Handel trieben. Die meisten Deals waren Kreditgeschäfte, bei denen Geld nur auf dem Papier transferiert wurde. Gehandelt wurden Gewürze wie Pfeffer, vor allem aber Getreide und Mehl. **Abb. 6** Getreide diente auch als Kreditsicherheit. Laut einem Brief, den der Arabist Andreas Kaplony ediert und übersetzt hat, beauftragte ein Kaufmann im 13. Jahrhundert einen seiner Geschäftspartner, mit einer riesigen Ladung Weizen von Quseir aufzubrechen: »Reise nun mit diesem Weizen los, denn ich will die tausend *irdabb* (ca. 70 Tonnen) als Sicherheit für ein Darlehen einsetzen.« **Abb. 7**



geben Arbeitsergebnisse der jüngeren Forschung am GWZO wieder. Die Beiträge gehen auf Aufsätze von Mitarbeiter*innen oder Gästen zurück, auf Vorträge, Monografien oder Publikumstexte und stellen in lockerer Folge die vertretenen Disziplinen, Epochen, Themen und Methoden vor.

Spätantike Villenlandschaften

Landschaft, Raum und Umwelt

ORSOLYA HEINRICH-TAMÁSKA, MÁTÉ SZABÓ, MÁRTON SZABÓ UND DOMINIC MOREAU

Die römische Villa gilt als eine der bekanntesten materiellen Ausdrucksformen des Roman Lifestyle. Die archäologisch erschlossenen Überreste von solchen Villenbauten zeugen bis heute vom Wohlergehen und den luxuriösen Ansprüchen der privilegierten römischen Oberschicht, die ihre Standards in allen Teilen des Reichs umsetzte. Die Räume und Korridore der Villen schmückte man mit Marmor und Mosaiken, die Innenhöfe (*atrium/peristylum*) luden zum Verweilen ein, die Bäder (*thermae*) sorgten für Entspannung und in den großen Esshallen (*triclinia*) wurden der Gesellschaft des Hausherrn (*domus*) Speisen und Getränke gereicht.¹

Die meisten der römischen Landvillen waren

aber keine Erholungsorte der Elite, sondern Gutshöfe, deren primäre Aufgabe darin bestand Landwirtschaft zu betreiben. Solche *villae rusticae* bildeten die charakteristische rurale Siedlungsform in den Provinzen des Römischen Reichs. Von Familienbetrieben von lediglich 50 bis 100 Hektar bis hin zu mehreren tausend Hektar großen Latifundien lassen sich Beispiele anführen. Dennoch folgt die Struktur der Höfe einem einheitlichen Muster: Neben dem »Herrenhaus« (*pars urbana*) umfasste das Gelände mehrere Nebenbauten für Speicherung, Lagerung, Produktion und Handwerk (*pars rustica*).² Abb. 1 Hinzu kamen schließlich die Felder für Ackerbau und Tierhaltung.



Abb. 1 Bruckneudorf (Österreich): Virtuelle Rekonstruktion der Villenanlage im 4. Jh.

Abb. 2 Bruckneudorf (Österreich): Virtuelle Rekonstruktion eines Raums des Herrenhauses (Das Refugium der *domina*)



Forschungsperspektiven

Die archäologische Erforschung der römischen Villen blickt auf eine lange Tradition zurück. Die einzelnen Etappen der Forschungsgeschichte sind nicht nur durch unterschiedliche theoretische Ansätze geprägt, sondern auch durch die Erweiterung der methodischen Möglichkeiten. Während man mit Ausgrabungen nur kleine Areale einzelner Gebäude untersuchen kann, lassen sich durch moderne Prospektionsmethoden der Landschaftsarchäologie ganze Hofbereiche und gar großräumige Netzwerke von Villenwirtschaften in der Landschaft registrieren.

Traditionell konzentriert sich die Archäologie auf das Hauptgebäude einer Villenwirtschaft. Die Bestimmung dessen Bautyps in Verbindung mit der chronologischen Entwicklung steht dabei im Vordergrund. Die meisten Bauten wurden im Laufe ihrer Nutzung umgebaut, die Grundrisse verschiedenen Typen zugeordnet: So werden beispielsweise Peristyl-, Portikus- und Eckkrisalitenvillen unterschieden.³ Darüber hinaus spielen die stilistischen Analysen

der Schmuckelemente, wie Mosaikböden, der Säulenkapitele, des Wanddekors eine Rolle.^{Abb. 2} Ebenso stellt sich die Frage nach den einstigen Eigentümern, deren Herkunft und sozialem Stand.

Peristylvillen in den Donauprovinzen

Das seit 2021 laufende Forschungsprojekt *Mutation of Architectural, Social and Landscape Space in the Mirror of Late Antique Peristyle Buildings along the Danube (MASLAP)* an der Universität Lille und dem Forschungszentrum HALMA-UMR 8164 (Univ. Lille, CNRS, Französisches Kulturministerium) setzt sich zum Ziel, eine besondere Form der Villenbauten – die Peristylvillen – in den Donauprovinzen (vom heutigen Österreich über Ungarn und Serbien bis Bulgarien und Rumänien) während der Spätantike zu untersuchen.⁴ Diese räumliche Breite kombiniert mit der zeitlichen Tiefe (3.–6. Jh. n. Chr.) ermöglicht es, die letzte Blütezeit und das Ende der Villenkultur in den einzelnen Regionen vergleichend zu betrachten.

Peristylvillen waren in den Donauprovinzen in der Spätantike weit verbreitet und zeigen ein sehr heterogenes Bild, sowohl was ihre Nutzungsart als auch was ihre Ausstattung betrifft. Peristylvillen sind ei-

nerseits prunkvoll ausgestattete Landsitze, andererseits werden sie in militärischen und administrativen Anlagen mit schlichter Ausstattung errichtet.⁵ Trotz dieser unterschiedlichen Kontexte sind die Grundrisse vergleichbar:



Abb. 3 Villa Armira (Bulgarien): Rekonstruierter Peristylhof der antiken Villenanlage mit Wasserbecken (*impluvium*) in der Mitte

Abb. 4 Tokod (Ungarn): digitales Geländemodell mit den aufgrund von Ausgrabungs- und Prospektionsergebnissen rekonstruierten Grundrissen der spätantiken Befestigung und der Villenwirtschaft



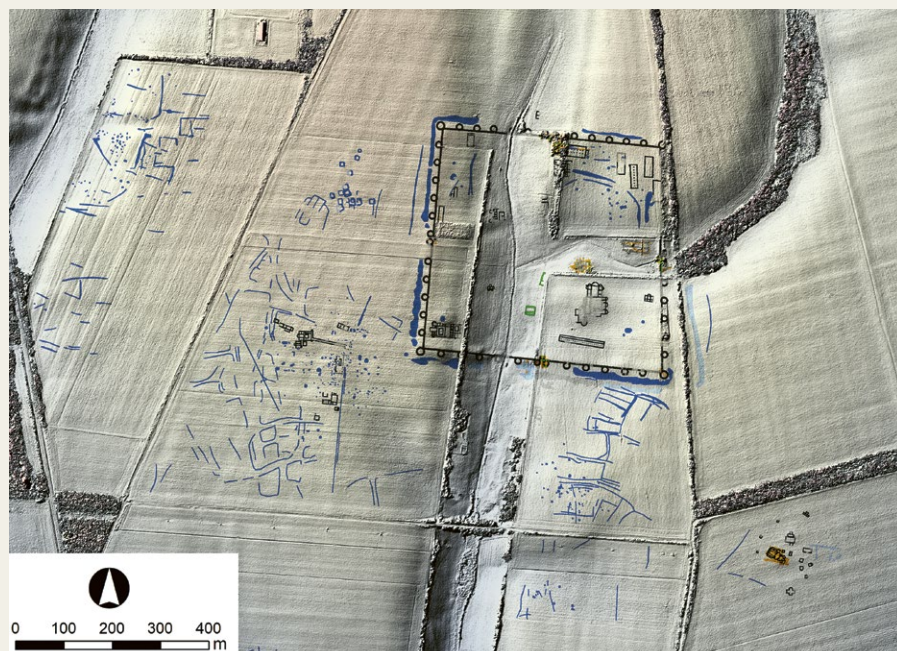
Sie besitzen einen mit Säulen gesäumten Innenhof – das Peristylum. ^{Abb. 3} In der Regel gesellt sich ein weiteres charakteristisches Element hinzu, ein großer Saal mit Apsis (*aula apsidale*), den man vom Peristyl aus betrat. Die bauliche Idee eines solchen Zentralhofes beruht auf der Öffnung nach innen im Gegensatz zur Geschlossenheit nach außen.

Im Rahmen des MASLAP-Projekts werden spätantike Peristylvillen auf drei Ebenen untersucht. Auf der Mikroebene wird das Fund- und Inschriftenmaterial aus den einzelnen Räumen dieser Gebäude mit dem Ziel analysiert, nähere Hinweise zu deren Nutzungsart und -kreis zu erlangen. Auf der Mesoebene stehen die architektursoziologischen Aspekte im Vordergrund:

Wie bilden sich soziale und funktionale Verhältnisse in der Architektur der Peristylvillen bzw. der gesamten Hofstruktur ab? Die Makroebene fokussiert schließlich auf die Landschaft: Wie sah die Umgebung aus? Welche Spuren der Landnutzung und Parzellierung lassen sich finden und wie sind diese in Verbindung mit dem Gutshof zu verstehen?

Die Ortswahl der Villen erfolgte mit Umsicht. Faktoren wie die topografische Lage (Südausrichtung, Wasserzugang) und Infrastruktur (Entfernung zu den Straßenverbindungen) spielten ebenso eine Rolle wie günstige Bodenverhältnisse. Mithilfe der Landschaftsarchäologie kann auch das weitere Umfeld der Villen bis hin zu den Feldstrukturen erforscht werden. ⁶ Abb. 4, 5

Abb. 5 Alsóheténypuszta (Ungarn): digitales Geländemodell mit den aufgrund von Ausgrabungs- und Prospektionsergebnissen rekonstruierten Grundrissen der spätantiken Befestigung, der Villenwirtschaft und weiterer römerzeitlicher Strukturen



Über die Landschaftsarchäologie

Landschaften befinden sich im permanenten Wandel. Die darin archivierten Spuren der Vergangenheit sind nicht gleich zu erkennen, sondern müssen mit verschiedenen Methoden entschlüsselt werden. Dafür steht das Konzept der Landschaftsarchäologie, die »vor allem im Anschauungsraum« arbeitet, »wo sie die wirtschaftlichen, sozialen, religiösen und politischen Konzepte untersucht, welche die kulturelle Struktur des Realraumes entstehen ließen«.⁷

Um die historischen materiellen Hinterlassenschaften in der Landschaft erschließen zu können, müssen verschiedene Quellen und Daten kombiniert ausgewertet werden: Hierzu zählen historische Karten und Flurkataster, topografisches, geologisches, hydrologisches bzw. pedologisches Kartenmaterial, Orts- und Flurnamen und Ergebnisse von zerstörungsfreien Untersuchungsmethoden wie Fernerkundung und Geophysik.⁸ Unter dem Begriff Fernerkundung (*remote sensing*) werden unterschiedliche Techniken zusammengefasst. Sie ermöglichen »einen Blick von oben« auf den Raum und können für großflächige Raumanalysen eingesetzt werden. Geophysikalische Prospektionen erlauben hingegen »einen Blick in den Boden«. In beiden Fällen ist die chronologische Aussage-

kraft der erfassten Strukturen eingeschränkt, es helfen aber Vergleiche mit durch Ausgrabungen datierten römischen Villen.

Die älteste und bekannteste Methode der Fernerkundung ist die Luftbildarchäologie. Seit gut zwei Jahrzehnten kommt allerdings auch den Satellitenbildern und dem ALS (*Airborne Laser Scanning*) eine zunehmende Bedeutung zu. Mithilfe der erwähnten Techniken können die mikrotopografischen Unterschiede der Oberfläche erfasst und modelliert werden sowie historisch eingelagerte Strukturen durch sogenannte Sichtbarkeitsmerkmale (u. a. Bewuchs-, Schatten- oder Feuchtigkeitsmerkmale) »lesbar« gemacht werden.

Als geophysikalische Methoden kommen in der Regel Magnetik, Geoelektrik und Bodenradar zum Einsatz, je nach Fragestellung und Größe des Untersuchungsareals. Sie bieten detaillierte und genaue Informationen zu den im Boden verborgenen archäologischen Überresten. Diese Messmethoden werden primär vorbereitend und ergänzend zu den Ausgrabungen eingesetzt, sie können aber auch ohne Bodeneingriff Pläne für komplette Siedlungen oder Gräberfelder liefern. Die Interpretation sollte daher idealerweise auf einer möglichst breiten Datengrundlage erfolgen, die mehrere Methoden der Landschaftsarchäologie integriert.

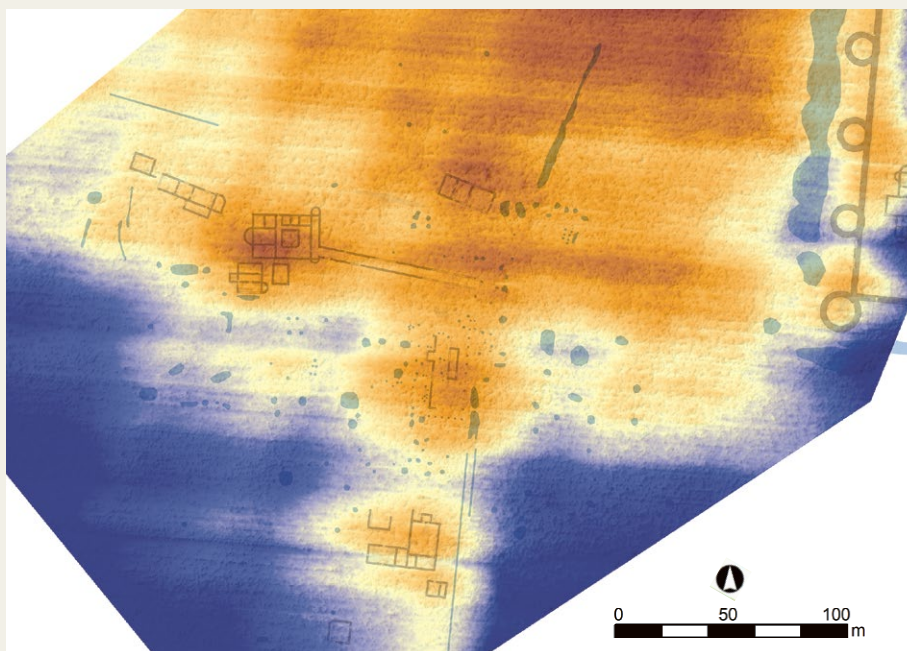


Abb. 6 Alsóheténypuszta (Ungarn): Der Villenkomplex südwestlich der Befestigung – Rekonstruierte Grundrisse auf Basis der Luftbilder und des Mikroreliefmodells

Drei Beispiele aus Pannonien

Die folgenden drei Beispiele sollen verdeutlichen, wie Fernerkundung und Geophysik grundlegend neue Impulse für das Verständnis des Gesamtbildes einer römischen Villenwirtschaft und ihrer Umgebung liefern konnten.

Im heutigen Burgenland (Österreich), in Bruckneudorf befinden sich die rekonstruierten Überreste einer Villa, die bereits in den 1930er Jahren durch Ausgrabungen teilweise erschlossen wurde. Der Ort besaß in der Römerzeit eine geopolitisch günstige Lage, südlich der Donaugrenze bei Carnuntum und in unmittelbarer Nähe zur Bernsteinstraße, die nach Süden zur Adriaküste führte. Die Architektur der Großvilla, die ihre Blütezeit in der Spätantike erlebte, folgte westlichen Vorbildern. Das Hauptgebäude verfügte über eine 192 m² große Aula mit Apsis, Mosaikboden und Fußbodenheizung. Nordwestlich davon wurde ein 530 m² großes Peristyl mit Garten angefügt.⁹ Erst geophysikalische Untersuchungen machten aber deutlich, dass dieser Bau lediglich den Mittelpunkt eines trapezförmigen Axialvillenkomplexes von rund 20 Hektar Größe bildete, der in mehrere durch Mauern getrennte Sektoren unterteilt war, wo man Gebäude für Dienerschaft und Handwerk sowie Lagerung unterbrachte.^{Abb. 1}

Auch wenn diese mächtige Hofanlage nicht als Palastvilla gelten kann,¹⁰ existiert ein Hinweis, dass die kaiserliche Familie sich hier zeitweise aufgehalten hat. Der römische Historiker Ammianus Marcellinus (*Rerum Gestarum*, XXX.10.5) berichtet, dass nach dem Tod von Kaiser Valentinian I. am 17. November 375 in Brigetio (heute Komárom-Szöny, Ungarn) seine Verwandten von einer »Villa Murocincta« in eine im 100 Meilen entfernten Brigetio gebracht worden seien. Die Entfernungsangabe und der Eigenname, der auf einen Mauergürtel verweist, lassen vermuten, dass es sich um die oben erwähnte Villa bei Bruckneudorf handeln könnte.

Das zweite Beispiel Tokod liegt weiter östlich, aber ebenfalls im Bereich der Donaugrenze, im heutigen Nordwestungarn. Das archäologische Interesse konzentrierte sich hier seit dem 19. Jahrhundert auf eine spätrömische Festungsanlage.¹¹ Durch eine Leitungslage wurde 1979 nordwestlich des *castrum* auch eine Peristylvilla entdeckt. Die Gesamtausdehnung

der Villenwirtschaft konnte jedoch erst in den Jahren 2007 und 2009 mithilfe von Luftbildaufnahmen geklärt werden.^{Abb. 5} Der ca. einen Hektar große Hof war umzäunt und auf dem Areal befanden sich ein Bad, ein Wirtschaftsbau und weitere kleinere Gebäude. Das Hauptgebäude mit Peristyl umfasste auch eine Aula mit Apsis. Die Ausgrabungsergebnisse zeigen, dass dieser Bau zumindest zeitweise parallel zur Festung in Benutzung war. Die neusten geomagnetischen Messungen deuten zudem an, dass auch das Areal zwischen der Villenwirtschaft und der Festung mit Gräben umgeben war und damit die beiden Einheiten einst wohl miteinander verbunden gewesen sein könnten.¹² Welche Funktion lässt sich diesen Siedlungseinheiten aber zuweisen? Die Festung ist eindeutig militärisch einzuordnen. Zusammen mit der Villenwirtschaft könnte es sich um eine Art Logistikzentrum gehandelt haben, das für die Versorgung der Armee (*annona militaris*) nahe am Limes zuständig war und landwirtschaftliche Erträge produzierte, lagerte und eventuell auch verarbeitete.

Diese Deutung lässt sich in vielerlei Hinsicht auf das dritte Beispiel Alsóheténypuszta (Ungarn) übertragen. Dieser Fundort liegt zwischen Balaton und Sopianae (heute Pécs, Ungarn) im südlichen Transdanubien,

ORSOLYA HEINRICH-TAMÁSKA (Leipzig, Lille) arbeitet als Archäologin am GWZO, ist Privatdozentin an der Freien Universität Berlin und seit August 2023 Honorarprofessorin an der Universität Lille. **DOMINIC MOREAU** lehrt Geschichte der Spätantike an der Universität Lille und ist Mitglied des HALMA (UMR 8164)-Forschungszentrums (CNRS gefördert vom Französischen Kulturministerium) derselben Universität. Im Rahmen eines Forschungsaufenthalts 2022/23 an der École Française in Rom bereitete er seine Habilitation über die forschungsgeschichtlichen Konzepte der Limes vor. Orsolya Heinrich-Tamáska und Dominic Moreau leiten gemeinsam das MASLAP-Projekt an der Universität Lille. Sie haben ihre Zusammenarbeit im Rahmen des Internationalen Forschungsnetzwerks HAEMUS begonnen, geben gemeinsam die Reihe »Rome and After in Central and Eastern Europe« heraus und verfolgen so gemeinsame Interessen in Bezug auf die Erforschung der Spätantike in den Donau- und Balkanprovinzen. **MÁTÉ SZABÓ** (Budapest) und **MÁRTON SZABÓ** (Lille) begleitete(n) das MASLAP-Projekt als Postdoktorand und Doktorand der Archäologie. Máté Szabó stärkte das Team als Spezialist im Bereich der Landschafts-

archäologie und ist inzwischen mit einem neuen Projekt zu den spätantiken Villen um Sopianae am Institut für Archäologie des HUN-REN Forschungszentrums für Geisteswissenschaften in Budapest tätig. Márton Szabó schreibt nach seinem Studium an der Loránd Eötvös Universität (Budapest) seine Doktorarbeit im Rahmen des MASLAP-Projekts an der Universität Lille über das Fundmaterial in den spätantiken Villen Pannoniens.

Interesses, die wie Tokod als Nachschubbasis für das römische Heer gedeutet wird. Mithilfe von Ausgrabungen konnte man hier eine ca. 20 Hektar große Anlage rekonstruieren, die während des 4. Jahrhunderts einmal umgebaut wurde.¹³ Im Festungsinnen befanden sich mehrere Lager- und Speicherbauten, Bäder und Wohnbauten. Durch Luftbilder und geophysikalische

ca. 50 km vom Donau-Limes entfernt. Neben einer Befestigung wurden hier auch weitere römische Strukturen registriert: eine Villenwirtschaft, Bestattungsplätze, Straßenverläufe und Feldparzellierungen. Während der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts stand in Alsóheténypuszta die Befestigung im Mittelpunkt des archäologischen

Untersuchungen konnten in den 2000er Jahren nicht nur die Grundrisse einzelner Gebäude spezifiziert, sondern elf weitere Bauten und südwestlich der Festung die Überreste einer ausgedehnten *villa rustica* identifiziert werden.^{Abb. 5} Da im Bereich der Villa bislang keine Ausgrabungen stattfanden, gibt es keinen sicheren Hinweis auf die Datierung, aber die Grundrisse deuten zwei Bauphasen an. Da die Ausrichtung einer der beiden Gebäudegruppen Bezug auf die Südwestecke der Festungsmauer nimmt, könnte man eine zeitliche Überschneidung der Nutzung der beiden Siedlungseinheiten – wie in Tokod – vermuten.¹⁴ **Abb. 6**

Die drei Beispiele führen anschaulich vor Augen, welches Potenzial die Landschaftsarchäologie für die Erforschung von römischen Villen und deren Umgebung besitzt. Mithilfe von Fernerkundungs- und Geophysikdaten werden nicht nur neue Maßstäbe bezüglich der Größe der untersuchbaren Areale gesetzt. Die so erzielten Ergebnisse liefern auch neue Impulse für das Verständnis der Interaktion zwischen römischen *villae* und Landschaft und für die mikroregionale Entwicklung einzelner Standorte.

1 MARZANO, Annalisa/MÉTRAUX, Guy P.R.: The Roman Villa in the Mediterranean Basin. Late Republic to Late Antiquity. Cambridge 2018.

2 HEIMBERG, Ursula: Villa Rustica. Leben und Arbeiten auf römischen Landgütern. Darmstadt – Mainz 2011.

3 Für Pannonien bspw. vgl. THOMAS, Edith: Römische Villen in Pannonien. Beiträge zur pannonischen Siedlungsgeschichte. Budapest 1964.

4 <https://maslap.univ-lille.fr/> (12.10.2023). Förderung des Projekts selbst durch die I-SITE ULNE Foundation (<http://www.isite-ulne.fr> [12.10.2023]) für den Zeitraum 2021–2023 und bis 2025 für eine Doktorarbeit.

5 MULVIN, Lynda: Late Roman villas in the Danube-Balkan-Region. British Archaeological Reports, International Series 1964. Oxford 2004.

6 SZABÓ, Máté: Római kori villagazdaságok légirégészeti kutatása Magyarországon (Aerial survey of roman Villa sites in

Hungary). In: Archeológiai Értesítő 145 (2020), 207–235.

7 DONEUS, Michael: Die hinterlassene Landschaft. Prospektion und Interpretation in der Landschaftsarchäologie. Mitteilungen der Prähistorischen Kommission 78. Wien 2013, 45 f.

8 Vgl. dazu ebd. als Überblickswerk.

9 GROH, Stefan/SEDLMAYER, Helga: Villa – Wagen – Wirtschaftswunder. Römisches Bruckneudorf. Horn 2022, 78–89.

10 ZABEHLICKY, Heinrich: Die Villa von Bruckneudorf – Palast oder Großvilla? In: Bruckneudorf und Gamzigrad: spätantike Paläste und Großvillen im Donau-Balkan-Raum. Hg. v. Gerda von BÜLOW und Heinrich ZABEHLICKY. Frankfurt/M. 2011, 89–100.

11 Zu den Ausgrabungsergebnissen s. Mócsy, András (Hg.): Die spätromische Festung und das Gräberfeld von Tokod. Budapest 1981.

12 NAGY, László/STIBRÁNYI, Máté: Ditches

along the Road. Archaeological Geophysical Surveys along the Pannonian Limes between 2015–2017. In: The Danube Limes in Hungary. Archaeological research conducted in 2015–2020. Hg. v. István Gergő FARKAS, Réka NEMÉNYI und Máté SZABÓ. Pécs 2020, 13–37 hier 24–28.

13 TÓTH, Endre: Studia Valeriana. Az alsóhetényi és ságvári késő római erődök kutatásának eredményei [Die Ergebnisse der Forschungen in den spätromischen Festungen von Alsóhetény und Ságvár]. Dombóvár 2009.

14 SZABÓ, Máté u. a.: Landschaftsarchäologische Forschungen in Alsóheténypuszta (Ungarn): Eine spätantike Befestigung und ihre Umgebung. In: Castra et Villae in der Spätantike: Fallbeispiele von Pannonien bis zum Schwarzen Meer. Hg. v. Orsolya HEINRICH-TAMÁSKA. Leipzig u. a. 2022, 125–150.

Kaufleute als Diplomaten

Die armenische Handelsdiaspora in der spätmittelalterlichen Schwarzmeerregion

ALEXANDR OSIPIAN

Der berühmte polnische Chronist Jan Długosz schrieb in seinen »Annalen oder Chroniken«, dass die erste Botschaft Polens an den osmanischen Sultan im Jahr 1414 von zwei Rittern überbracht wurde – Jakub Skarbek z Góry und Gregor dem Armenier.¹ Jakub Skarbek nahm 1410 an der Schlacht von Grunwald/Tannenberg teil und wurde von Jan Matejko in seinem berühmten Gemälde »Die Schlacht von Grunwald« (1878) dargestellt. Wer war Gregor der Armenier und warum schickte der König von Polen einen Armenier als Botschafter zum osmanischen Sultan?

Armenier als Kaufleute, Dolmetscher und Diplomaten

Gregor der Armenier kann als der Dolmetscher Gregor (Gregor Tolmacz) identifiziert werden, der in der Liste der armenischen Steuerzahler in Lemberg vom 5. September 1407 erwähnt wird.² Gregor fungierte als Dolmetscher und vereidigter Vertreter der städtischen Behörden – als Bürge für orientalische Kaufleute, die in Lemberg Handel trieben.³ Gregor der Armenier wurde als Teil der polnischen Gesandtschaft zum Sultan geschickt, um als Dolmetscher zu fungieren, da er eine der Turksprachen fließend beherrschte. Wie wurde Gregor mit den Kenntnissen des Türkischen vertraut? Wie fand er seinen Weg nach Lemberg?

Als der polnische König Kazimierz III. im Jahr 1349 Lemberg zusammen mit dem Fürstentum Galizien eroberte, gab es in der Stadt eine armenische Gemeinde. Als der König 1356 der Stadt Lemberg kommunale Autonomie gewährte, sprach er damit direkt nur die katholischen Bürger an. In derselben Urkunde gestattete er den nichtkatholischen Gemeinschaften – Armeniern, Juden, Sarazenen, Tataren und Ruthenen –, ihre recht-

liche Autonomie zu behalten.⁴ Daraus folgt, dass die armenische Gemeinschaft in Lemberg bereits vor der polnischen Eroberung im Jahr 1349 gut etabliert war.⁵

Die meisten der in Lemberg ansässigen Armenier kamen aus der Goldenen Horde in die Stadt, insbesondere aus den wohlhabenden Handelsstädten auf der Halbinsel Krim. Die Hauptsprache der Goldenen Horde war Kuman oder Kiptschak, später bekannt als Tataarisch. Da die Seidenstraße von Yuan-China zu den Häfen am Schwarzen Meer durch die Goldene Horde führte, wurde das Kiptschakische zur Sprache des internationalen Handels in der Region. Die armenischen Kaufleute, die sich in der Goldenen Horde niederließen, sprachen fließend Kiptschak. Sie knüpften vertrauensvolle Beziehungen zur mongolischen Führung und einige der Kaufleute wurden für diplomatische Dienste eingesetzt.⁶

Abb. 1 Die Genueser Festung in Sudak





Abb. 2 (links)
Armenisches Kloster
des Heiligen Kreuzes
in der Nähe von
Starik Krim



Abb. 3 (rechts)
Narthex und
Glockenturm

Zu diesen Händlern gehörte auch Nekomat von Surož. »Surož« war der russische Name für die Stadt Sudak auf der Krim sowie für das Schwarze Meer – das Meer von Surož. Die Kaufleute der Krim, die ihren Handel in der Rus betrieben, wurden »Surožanie« genannt. Nekomat wohnte in einer der Krim-Städte mit bevölkerungsreichen armeni-

schen Gemeinden – Caffa (Feodossija), Soldaia (Sudak), Solhat (Starik Krim). Nekomat von Surož wird in den Chroniken der Rus zwischen 1375 und 1383 als einflussreicher Vermittler zwischen dem mächtigen Amir Mamai, der den westlichen Teil der Goldenen Horde regierte und auf der Krim residierte, Michail, dem Großfürsten von Twer, und Iwan, dem Sohn des verstorbenen Marschalls des Moskauer Adels, erwähnt. Im Jahr 1375 vermerkte ein Chronist, dass »am 14. Juli Nekomat von Surož von der Horde von Mamai, mit seinem Gesandten Atschichoža von Mamai nach Twer zum Großfürsten Michail Aleksandrowitsch von Twer ging mit den Urkunden [die ihm gewähren] das Großfürstentum Wladimir«. Im Jahr 1380 wurde Mamai von Dmitri, dem Großfürsten von Moskau, in der Schlacht von Kulikowo Pole besiegt. Daraufhin floh Mamai nach Caffa und wurde dort getötet. Wegen der erbitterten Rivalität zwischen den Fürsten von Moskau und Twer wurde Nekomat schließlich 1383 in Moskau hingerichtet.⁷ Sein Sohn Awachaw der Armenier residierte in Lemberg. Er besaß ein Haus mit Laden in der Nähe des Dominikanerklosters.

Awachaw war mit einer Tochter des Münzmeisters (*monetarius*) Ywanis der Armenier verheiratet.⁸

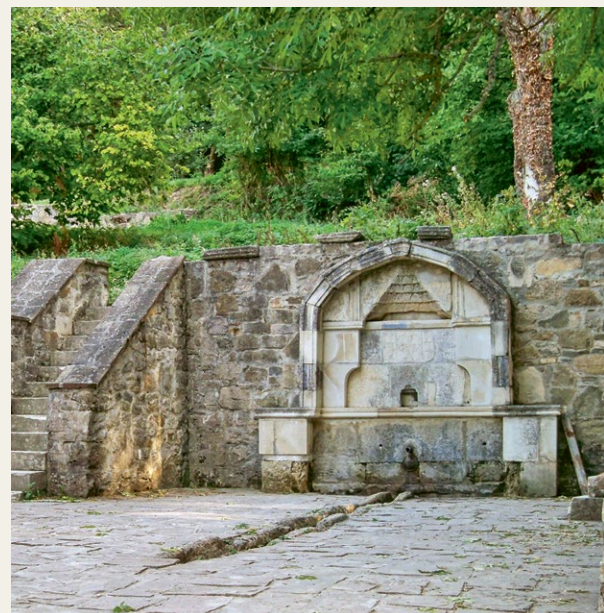
Die armenische Migration an die Nordküste des Schwarzen Meeres

Die mongolische Eroberung der Steppengebiete der Kumanen – Descht-i-Kiptschak – und die Gründung der Goldenen Horde trugen zur Verbesserung der Bedingungen für den Fernhandel zwischen Ost und West bei. Die mongolischen Herrscher schützten die ausländischen Kaufleute in ihren Herrschaftsgebieten⁹ und errichteten ein weites Netz von Relaisstationen (*jam*). Nun konnten die Kaufleute auf den gut ausgebauten Routen sicher vom Mittelmeer und dem Schwarzen Meer nach Zentralasien und China reisen. Zu dieser Zeit gründeten die Seerepubliken Genua und Venedig ihre Handelszentren an den Küsten des Schwarzen Meeres.¹¹ **Abb. 1** In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ließen sich viele armenische Kaufleute und Handwerker in der Region nieder.¹²

Nach der genuesischen Verordnung von Caffa gab es 1316 drei armenische Kirchen in der Stadt. Sechs armenische Kirchen, die im 14. und frühen 15. Jahrhundert erbaut wurden, haben bis heute in Caffa (Feodossija) überlebt: St. Johannes Baptist (1348), St. Johannes Theologe, St. Sarkis, St. Georg, St. Stephan und die Kirche der Erzengel Michael und Gabriel (1408).

Viele Armenier lebten in der im Landesinneren gelegenen Stadt Solhat (Starik Krim). In einer Ent-





fernung von vier Kilometern von Solhat befindet sich das armenische Kloster des Heiligen Kreuzes. ^{Abb. 2} Die Klosterkirche des Heiligen Zeichens wurde im Jahr 1358 geweiht. ¹³ ^{Abb. 3} Ein Narthex (*gawit*) schließt sich westlich an die Kirche an. Er wurde von Mönchen und Laien als Versammlungsraum genutzt. Der Boden ist mit Grabsteinen bedeckt, während die Wände mit Gedenkkreuzen oder Kreuzsteinen (*chatschkar*) zum Gedenken an die dankbaren Spender geschmückt sind. Der Klosterkomplex umfasst Wohnzellen, ein Refektorium und eine Küche mit einer großen Feuerstelle – die gesamte armenische Gemeinde von Solhat versammelte sich zu den wichtigsten religiösen Festen im Kloster. Die gesamte Klosteranlage war um einen Innenhof herum gebaut, mit nur einem Eingang, der durch Tore und eine Wachkammer geschützt war. ^{Abb. 4} Das Kloster wurde von zwei noch in Betrieb befindlichen Brunnen mit Wasser versorgt. ^{Abb. 5} Ein Gästehaus wurde im 19. Jahrhundert gebaut. ¹⁴ Im Kloster gab es auch ein Skriptorium. Die in Solhat kopierten und illustrierten Bücher verbreiteten sich in viele andere Länder. ¹⁵ So wurde beispielsweise das armenische liturgische Buch »Lektionar« (*Čašoc*) 1349 in Solhat von dem armenischen Priester Stephan kopiert. Ein Armenier namens Sinan, Sohn von Chutlubei, kaufte dieses Buch. Er schenkte das Buch am 14. August 1394 der armenischen St.-Nikolaus-Kirche, die er in der Stadt Kamjanez-Podilskyj in der Westukraine zu bauen begann. Die St.-Nikolaus-Kirche

Abb. 4 (links)
Klosterkomplex
und Gästehaus

Abb. 5 (rechts)
Wasserversorgungs-
brunnen im Kloster

wurde 1398 fertiggestellt und von Sinan der örtlichen armenischen Gemeinde geschenkt. ¹⁶

Das armenische Handelsnetz hatte sich von der Krim bis zu den Großstädten an den Mündungen der großen Flüsse – Don, Dnjestr und Donau – ausgebreitet. Es gab eine armenische Gemeinschaft in der Stadt Azaq (Tana, Asow), einem wichtigen venezianischen und genuesischen Handelsplatz am unteren Don auf der Handelsroute nach Sarai, der Hauptstadt der Goldenen Horde. Armenische Kaufleute trieben ihren Handel im Donaudelta in den Häfen von Kilia und Licostomo. Wahrscheinlich ließen sich Mitte des 14. Jahrhunderts einige Armenier in Moncastro (Akkerman, Bilgorod-Dnistrovskij) nieder.

Zwei armenische Bistümer auf der Krim – in Caffa und Solhat – wurden in den 1320er Jahren erwähnt. ¹⁷ Die armenische Diaspora in der Goldenen Horde war zahlreich genug, um die

ALEXANDR OSIPIAN ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am GWZO. Er forscht zur armenischen Diaspora und ihrer Rolle im kulturellen Austausch zwischen dem östlichen Europa und dem Nahen Osten im 13. bis 18. Jahrhundert. Außerdem interessieren ihn Forschungsfragen zum kulturellen Gedächtnis und zur Geschichtspolitik in der Ukraine, in Russland und in Polen.

missionarische Aufmerksamkeit der römischen Kurie auf sich zu ziehen. Der römische Papst Johannes XXII. richtete seine Briefe an den armenischen Erzbischof von Caffa im Jahr 1318¹⁸ und an die armenischen Gemeinden von Solhat und Sarai im Jahr 1321.¹⁹ Vertreter der armenischen Gemeinde in Caffa wurden 1439 zum Konzil von Florenz eingeladen.²⁰

Die armenische Migration in die westliche Ukraine und das östliche Rumänien

Der Bürgerkrieg in der Goldenen Horde in den Jahren 1359–1380 zwang einige Armenier, die Krim zu verlassen. Der Hauptmigrationsstrom ging in die Gebiete der heutigen Westukraine und Ostrumänien.²¹ Im Jahr 1363 wurde die armenische Kathedrale Mariä Himmelfahrt in Lemberg **Abb. 6** von zwei Armeniern von der Krim errichtet: Jakob von Caffa und Panos von Nahel/Gahel.²² Höchstwahrscheinlich investierten Jakob und Panos, die als wohlhabende Kaufleute zwischen der Krim und Lemberg Handel trieben, ihr Geld in den Bau der Kirche, da sie in der Zeit der Unruhen möglicherweise nach Lemberg ausgewandert waren. Wenn nicht Jakob und Panos selbst, dann ließen sich ihre nahen Verwandten in Lemberg nieder. Zumindest die Söhne von Panos – Asslan und Abraham – wurden

in den 1380er Jahren häufig als Einwohner von Lemberg im Stadtbuch erwähnt.²³

1364 wurde Lemberg zum Zentrum der armenischen Erzdiözese von Rus und Moldau. Im Jahr 1367 bestätigte König Kasimir III. Grigoris als armenischen Bischof. Laut der Urkunde, die der armenische Katholikos/Patriarch Mesrop I. 1364 an Grigoris, den armenischen Erzbischof von Lemberg, ausstellte, bestand diese Diözese aus Pfarreien in den Städten Lemberg, Wolodymyr und Luzk. Innerhalb von zwei Jahrzehnten änderte sich die Situation dramatisch. Aufgrund des Bürgerkriegs in der Goldenen Horde verlagerten sich die Handelsrouten vom Steppenland in die Gebiete zwischen den Karpaten und dem Dnjestr – in das entstehende Fürstentum Moldawien. Laut der Urkunde, die der armenische Katholikos/Patriarch Theodoros II. am 13. August 1388 an Ohannes, den armenischen Erzbischof von Lemberg, ausstellte, umfasste seine Diözese Pfarreien in den Städten Lemberg, Siret, Suceava, Kamjanez-Podilskyj, Luzk, Wolodymyr, Kyjiw, Moldau, Vicina und Jeni Sala.

Die armenischen Kaufleute handelten hauptsächlich mit Luxusgütern: Seide, Gewürze (Pfeffer, Muskatnuss, Kalmus), Perlen, Teppiche und Pferde. Dies wiederum half ihnen, vertrauliche Beziehungen zu den herrschenden Eliten aufzubauen. Im Jahr 1414 sandte König Sigismund von Ungarn (reg. 1387–1437) ein Schreiben des Konstanzer Konzils an den

Abb. 6 Armenische Kirche in Lwiw (früher Lemberg)



polnischen König Władysław II. Jagiełło (reg. 1386–1434) und bat ihn um Hilfe gegen die Osmanen. Władysław II. Jagiełło bot daraufhin an, zwischen den beiden Mächten zu vermitteln. Er schickte zwei königliche Gesandte – Jakub Skarbek von Góra und Gregor den Armenier – zu Sultan Mehmed I. Çelebi. Sie erfüllten ihre Aufgabe erfolgreich und es wurde eine Charta verfasst, die einen sechsjährigen Frieden zwischen König Sigismund und Mehmed I. vorsah. In Temesvár wurde Gregor jedoch vom ungarischen Gouverneur festgenommen und inhaftiert, während

die osmanischen Gesandten zum Sultan zurückkehrten. Nach seiner Entlassung aus Temesvár kehrte Gregor nach Polen zurück. Er wurde vom König in den Adelsstand erhoben und erhielt das Dorf Laszki in der Nähe von Lemberg (Gregorius miles de Laszky).

In den nächsten drei Jahrhunderten setzten die polnischen Könige armenische Kaufleute als Dolmetscher und Gesandte in den diplomatischen Beziehungen Polens mit dem Osmanischen Reich, dem Krim-Khanat und Persien ein.

- 1 DŁUGOSSIUS, Johannes: *Annales seu cronicae incliti regni Poloniae*, Bd. XI. Hg. v. Jan Dąbrowski. Warszawa 2000, 47.
- 2 *Pomniki dziejów Lwowa z archiwum miasta*, Bd. 2: *Księga przychodów i rozhodów miasta, 1404–1414*. Hg. v. Aleksander Czołowski. Lwów 1896, 41.
- 3 *Pomniki dziejów Lwowa z archiwum miasta*, Bd. 3: *Księga przychodów i rozhodów miasta, 1414–1426*. Hg. v. Aleksander Czołowski. Lwów 1905, 35, 58–59.
- 4 *Prywileji mista Lwowa XIV–XVIII st.* Hg. v. Myron Kapral. Lviv 1998, 27–28.
- 5 BALZER, Oswald: *Sądownictwo ormiańskie w średniowiecznym Lwowie*. Lwów 1909, 19–20.
- 6 OSIPIAN, Alexandr: *Armenian Diasporas Between the Golden Horde, Rus', and Poland: Long-Distance Trade and Diplomatic Services*. In: *The Routledge Handbook on the Mongols and Central-Eastern Europe*. Hg. v. Alexander V. MAIOROV und Roman HAUTALA. London 2021, 405–424.
- 7 OSIPIAN, Alexandr: *Who was Nekomat Surozhanin? An Armenian Merchant in the Big Politics in Eastern Europe in 1375–1383*. In: *Armenier im östlichen Europa. Eine Anthologie/Armenians in East Central Europe (Anthology)*. Hg. v. Tamara GANJALYAN, Bálint KOVÁCS und Stefan TROEBST. Köln 2018, 220–230.
- 8 *Pomniki dziejowe Lwowa z archiwum miasta*. Bd. 1: *Najstarsza księga miejska, 1382–1389*. Hg. v. Aleksander Czołowski. Lwów 1892, 55, 69.
- 9 ALLSEN, Thomas: *Mongolian Princes and Their Merchant Partners, 1200–1260*. In: *Asia Major. Third Series* 2/2 (1989), 83–126.
- 10 MORGAN, David: *The Mongols*. Oxford 2007, 90–91.
- 11 DI COSMO, Nicola: *Venice, Genoa, the Golden Horde, and the Limits of European Expansion in Asia*. In: *Il Codice cumano e il suo mondo*. Hg. v. Peter SCHREINER und Felicitas SCHMIEDER. Rom 2005, 279–296. – BALARD, Michel: *The Black Sea: Trade and Navigation (13th–15th Centuries)*. In: *Maritimes Mittelalter. Meere als Kommunikationsräume*. Hg. v. Michael BORGOLTE und Nikolas JASPERT. Sigmaringen 2015, 181–194. – PUBBLICI, Lorenzo: *Genoa and Venice in the Golden Horde: Politics, trade, and society*. In: *The Routledge Handbook of the Mongols and Central-Eastern Europe*. Hg. v. Alexander MAIOROV und Roman HAUTALA. London 2021, 425–445.
- 12 OSIPIAN, Alexandr: *Practices of Integration and Segregation: Armenian Trading Diasporas and Their Interaction with the Genoese and Venetian Colonies in the Eastern Mediterranean and the Black Sea, 1289–1484*. In: *Union in Separation. Diasporic Groups and Identities in the Eastern Mediterranean (1100–1800)*. Hg. v. Georg CHRIST u. a. Rom 2015, 349–361.
- 13 BABAJAN, Frina, KORCHMAZJAN, Emma: *Monastyr Surb Chatsch kak zentr armjanskoj kultury w Krymu*. Jerewan 2008.
- 14 JAKOBSEN, Anatolij: *Armjanskaja srednewekowaja arhitektura w Krymu*. In: *Wizantijskij wremennik* 8 (1956), 173–181.
- 15 BUSCHHAUSE, Heide and Helmut/KORCHMASJAN, Emma: *Armenische Buchmalerei und Baukunst der Krim*. Tafeln. Jerewan 2009.
- 16 PRZEZDZIECKI, Aleksander: *Podole, Wołyń, Ukraina. Obrazy miejsc i czasów*. Wilno 1841. Bd. 1, 144–145.
- 17 RICHARD, Jean: *La papauté et les missions d'Orient au Moyen Âge (XIII–XVe siècles)*. Rome 1998, 92, 159–160.
- 18 RAYNALDI, Odorico: *Annales ecclesiastici*. Bd. 15. Cologne 1691, 172.
- 19 *Acta Johannis XXII: 1317–1334*. In: *Pontifica Commissio ad Redigendum Codicem Iuris Canonici Orientalis*. Bd. VII/ 2. Hg. v. Aloysius TAUTU. Vatikan 1952, nos. 50, 51, 54.
- 20 *Documenta Concilii Florentini de unione Orientalium*, Bd. 2: *De unione Armenorum 22 Novembris 1439*. Hg. v. Georg HOFMANN. Rom 1935, 9–13.
- 21 OSIPIAN, Alexandr: *Trans-cultural Trade in the Black Sea Region, 1250–1700: Integration of Armenian Trading Diaspora in Moldavian Principality*. In: *New Europe College Black Sea Link Yearbook, 2012–2013*, 113–158.
- 22 OBERTYNSKI, Sdislaus: *Die Florentiner Union der Polnischen Armenier und ihr Bischoffskatalog*. In: *Orientalia Christiana* 36, 1 (1934), 41–42.
- 23 *Pomniki dziejowe Lwowa z archiwum miasta*, Bd. 1: *Najstarsza księga miejska, 1382–1389*. Hg. v. Aleksander Czołowski. Lwów 1892, 1, 8, 16, 17, 47, 64, 108.

Ukrainerinnen in Leipzig

»Wenn Deutschland Putin schon 2013 in die Schranken gewiesen hätte, wären wir jetzt nicht hier.«

LISA FÜCHTE

Zwei Jahre nach Beginn des großangelegten russischen Angriffskriegs gegen die Ukraine ist die Hilfsbereitschaft für Geflüchtete in Deutschland und Leipzig weiterhin groß. Dennoch gibt es in Sachsen immer wieder Rufe nach einem »Einfrieren« des Krieges. Menschen aus der Ukraine, die in Wissenschaft und Kultur tätig sind, kämpfen trotz oder gerade aufgrund persönlicher Traumata für mehr Unterstützung ihres Landes durch die deutsche Politik. Mit ihrer Expertise, den eigenen Erfahrungen und einem persönlichen Zugang möchten sie zu einem größeren Verständnis von ukrainischer Geschichte und Gegenwart beitragen.

Der Krieg dauert schon viel zu lange an. Zehn Jahre sind seit der völkerrechtswidrigen Annexion der Krim und dem Einmarsch russischer Truppen in den Donbass vergangen. Am 24. Februar 2022 hat Russland einen Angriff auf das gesamte Territorium der Ukraine begonnen, der mutmaßlich bereits hunderttausende Menschen das Leben gekostet und die größte Fluchtbewegung in Europa seit dem Zweiten Weltkrieg ausgelöst hat. Allein in Deutschland sind über eine Million Geflüchtete aus der Ukraine registriert, in Leipzig über zehntausend.¹ Die Mehrheit von ihnen sind Frauen mit minderjährigen Kindern, da es ukrainischen Männern zwischen achtzehn und sechzig Jahren nur in Ausnahmefällen erlaubt ist, das Land zu verlassen. Viele haben Unvorstellbares erlebt, mussten unter Lebensgefahr Entscheidungen treffen, Verantwortung für sich und Angehörige übernehmen und wurden aus familiären Zusammenhängen gerissen.

Von Charkiw nach Leipzig

Nicht wir haben uns Leipzig ausgesucht, Leipzig hat uns ausgewählt«, sagt Onysia Yevsiukova. Es war Zufall, dass sie in Przemyśl, kurz hinter der ukrainischen Grenze, mit ihrer Tochter und Schwiegermutter in einen Bus nach Leipzig stieg. Zu diesem Zeitpunkt war sie hochschwanger und bereits mehrere Tage auf der Flucht aus Charkiw, der mehrheitlich russischsprachigen Millionenmetropole im Nordosten der Ukraine, nur etwa dreißig Kilometer von der Grenze zu Russland entfernt. Sie hatte gehofft, dass der Truppen-

aufmarsch, der sich über Monate hingezogen und zuletzt eine Stärke von etwa hundertachtzigtausend Mann erreicht hatte, eine reine Drohgebärde bleiben würde – bis sie frühmorgens von Explosionen geweckt wurde.

Wenige Minuten zuvor hatte Wladimir Putin im Fernsehen angekündigt, die Ukraine zu »denazifizieren«, um einen »Genozid« an russischsprachigen Menschen zu verhindern. Die im nahegelegenen Belgorod stationierten Invasionstruppen überschritten noch in den ersten Stunden des Krieges die Grenze. Yevsiukova hatte kaum Zeit zu packen, griff nur die Krankenhaustasche, die für die Geburt ihres zweiten Kindes bereits vorbereitet war. Charkiw stand unter Beschuss – auch durch international geächtete Streumunition. Putins Mär vom Schutz der russischen Welt, an Zynismus nicht zu überbieten: Yevsiukovas Muttersprache ist Russisch. Von ihren Verwandten in Russland: Schweigen.

Mit ihrer großen Tochter und ihrer Schwiegermutter machte sie sich auf den Weg, im Auto quer durch die Ukraine. Sie hatten Glück und konnten Benzin auftreiben, daran mangelte es überall. Zu diesem Zeitpunkt waren bereits Millionen auf der Flucht. Sie steckten im Stau, fuhren zwei Tage und Nächte durch, bis sie die Grenze zu Polen erreichten. Jeden Moment hätten die Wehen einsetzen können, der errechnete Geburtstermin war bereits vergangen. Noch im Bus von Przemysł nach Leipzig wurde die Uniklinik informiert, Yevsiukova sofort bei Ankunft stationär aufgenommen. Wenige Tage später brachte sie ihr zweites Kind zur Welt, gesund – ein kleines Wunder. »Ich bin unendlich dankbar, mit was für einer Herzlichkeit und Wärme wir hier in Leipzig aufgenommen wurden.« Unterstützung bekam sie von Sebastian Gemkow, dem sächsischen Wissenschaftsminister. Er hatte als Privatperson die Busse an der polnischen Grenze organisiert.² Ähnlich hatten andere Personen aus Sachsen reagiert und waren mit ihren privaten PKW an die Grenze gefahren.



Viele engagierten sich in jenen Tagen spontan. Doch soll das enorme Engagement nicht überdecken, dass das öffentliche Interesse an ukrainischer Sprache, Geschichte und Kultur in Sachsen und Deutschland vor dem 24. Februar 2022 gering war. Auch die gesellschaftswissenschaftliche Osteuropaexpertise, die historisch schon immer stark auf Russland fokussiert war, war einige Jahre nach dem Fall des Eisernen Vorhangs sukzessive beschnitten worden.



Eindrücke aus der
Ausstellung
»Sensing Places/
Placing Senses«

Inzwischen gibt es Vortragsreihen, Diskussionsrunden, Filmabende – nicht immer kommen Ukrainer*innen selbst zu Wort. Dabei sind inzwischen mehr als ein Dutzend geflüchtete Wissenschaftler*innen an Universitäten und Forschungseinrichtungen in Sachsen tätig. Onysiia Yevsiukova konnte im Mai 2022 ihre Arbeit wieder aufnehmen: Als Gastwissenschaftlerin am Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO) forschte die promovierte Historikerin bis Januar 2023 zu Charkiw als Hauptstadt der Sowjetukraine in den 1920er Jahren. Damals wurden ukrainische Kultur und Sprache zunächst aktiv gefördert, bis sich daraus eine Eigendynamik entwickelte, die dem Moskauer Zentralkomitee suspekt war. Der stalinistische Terror nahm hier seinen Anfang in Schauprozessen gegen ukrainische Intellektuelle. Millionen von Menschen kamen 1932 und 1933 aufgrund der forcierten Hungersnot infolge der Zwangskollektivierung der Landwirtschaft ums Leben. »Es gibt keine Familie in der Ukraine, die in dieser Zeit nicht gelitten hat«, sagt Yevsiukova. Erst allmählich wächst in Deutschland das Wissen um dieses als Holodomor bezeichnete Verbrechen, das der Bundestag im November 2022 als Genozid anerkannt hat.



Verwischte Grenzen

Yevsiukova und einige ihrer damaligen Kolleginnen am GWZO, Natalia Khamaiko, Anastasiia Korokhina und Iryna Haiuk, sehen es auch als ihre Aufgabe, ihre Fachkenntnisse einer breiten Öffentlichkeit zu vermitteln: »Auf der politischen Landkarte der Welt hat die Ukraine inzwischen ihren festen Platz. Aber ihre Geschichte wird in der Wissenschaft und darüber hinaus oft unter der russischen subsumiert, deswegen halten sich imperialistische Narrative, etwa vom ›russisch-ukrainischen Brudervolk‹, auch bis heute.« Identität, Sprache und Ethnizität sind indes vielschichtig: Iryna Haiuk etwa, die im Jahr 2022 mehrere Monate als Gastwissenschaftlerin am GWZO tätig war, forscht zur armenischen Diaspora, ist russischsprachig aufgewachsen und lebt eigentlich in Lwiw, ehemals Lemberg, polnisch Lwów, jiddisch לעמבערג, armenisch Լվով. Die Ukraine, wörtlich am ehesten mit »Grenzland« zu übersetzen, war und ist multiethnisch; Lwiw, die »Stadt der verwischten Grenzen«, wie der Schriftsteller Joseph Roth sie einst nannte, ihr westlichster Außenposten. Die Stadt wurde erst 1939 infolge des Hitler-Stalin-Pakts der Ukrainischen Sozialistischen Sowjetrepublik zugeschlagen.

Als die Wehrmacht Lwiw am 30. Juni 1941 einnahm, beteiligten sich Mitglieder der Organisation Ukrainischer Nationalisten (OUN) um Stepan Bandera maßgeblich an den antisemitischen Pogromen der

deutschen Besatzer und proklamierten einen ukrainischen Staat. Bandera wurde wenig später von den Nationalsozialisten verhaftet. Die hatten kein Interesse an einer unabhängigen Ukraine, sondern beuteten Land und Menschen gnadenlos aus. Millionen wurden als sogenannte Ostarbeiter verschleppt und mussten in deutschen Betrieben wie etwa der Leipziger HASAG Zwangsarbeit leisten. In den besetzten Gebieten erschossen die deutschen Einsatzkommandos, unter-

stützt durch die Wehrmacht und lokale Milizen, systematisch die jüdische Bevölkerung, an vielen Orten auch Roma. Der Vernichtungskrieg im Osten – bis heute eine Leerstelle in der deutschen Erinnerung. »Historische Schuld sieht Deutschland nur Russland gegenüber«, sagt Iryna Haiuk. »Aber die Sowjetunion, das war eben auch die Ukraine, Belarus, das Baltikum.«

Der Krieg, ganz nah

In Sachsen spricht sich laut Umfragen des MDR eine deutliche Mehrheit gegen eine stärkere militärische Unterstützung der Ukraine aus: »Dieser Krieg geht uns nicht an«, lässt sich etwa eine Befragte zitieren.³ Was aber bedeutet die russische Besatzung für die Menschen vor Ort? »Ich konnte selbst bis zuletzt nicht glauben, dass sie die Zivilbevölkerung ermorden, einfach so«, sagt Anastasiia Korokhina. Sie war Anfang März, nach zehn Tagen im Bombenterror zwischen dem fensterlosen Bad ihrer Wohnung und einem eiskalten Luftschutzkeller, allein mit Tochter und Kaninchen zu Fuß aus Irpin geflohen. Die kleine Stadt nahe Kyjiw, sie ist neben Butscha und Mariupol früh zum Fanal dieses Krieges geworden. Die russischen Besatzer haben hier grauenhaft gewütet. Korokhina zeigt ein Foto ihres Wohnhauses, es ist halb zerstört. Noch Tage nach ihrer Flucht war sie im Schockzustand. Trotzdem ist es ihr wichtig, über das Erlebte zu berichten. Leise, aber bestimmt sagt sie: »Es ist schwierig, den Menschen, die im Frieden leben, diese Erfahrungen zu vermitteln. Ich bin jetzt in relativer Sicherheit, aber Russland ist eine Gefahr für alle in Europa. Die Leute hier müssen verstehen, dass dieser Krieg ganz nah ist.«

Diese Nähe über alle Sinne deutlich zu machen, wo Bilder und Worte allein die Grenzen der Empathie erreichen, hat sich das ukrainisch-deutsche Kunstkollektiv Óstov zur Aufgabe gemacht. In einer Soundinstallation etwa, aufgenommen von vielen verschiedenen Menschen in der Ukraine, lässt sich der Krieg nicht leiser drehen oder wegklicken. »Manche können das dann zum ersten Mal überhaupt ein wenig nachfühlen und müssen den Raum verlassen«, erzählt Elza Gubanova. Sie kommt aus Odesa, lebt aber seit 2019 in Deutschland und studiert an der Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig (HGB). Gemeinsam mit ihren Kommiliton*innen Alina, Anja und Leon hat sie das Kollektiv nach der russischen Groß-



invasion gegründet – auch aus Enttäuschung über ein allzu abstraktes Verständnis von Solidarität: »Auf vielen Unterstützungsveranstaltungen, die in den ersten Kriegswochen stattgefunden haben, waren keine Ukrainer*innen präsent, es haben wichtige Hintergrundinformationen gefehlt. Damit abstrahiert man aber von den konkreten Menschen, den Ursachen und Folgen.«

LISA FÜCHTE ist seit Dezember 2021 wissenschaftliche Mitarbeiterin am GWZO. Sie promoviert über (Un)Sichtbarkeit von Sorgetätigkeiten in der Sowjetunion. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Geschlechtergeschichte, visuelle Kulturen und Geschichtsbilder im östlichen Europa.

Das Kollektiv möchte nicht nur Künstler*innen aus der Ukraine langfristig eine Plattform bieten, sondern auch einen Dialog ermöglichen: »Wir wollen Türen öffnen und über Gespräche Verständnis

schaffen. Ihr könnt uns Fragen stellen, wir sind da!« Ihre erste Gruppenausstellung weist über den Krieg hinaus, spielt mit dem Begriff *sense of place*, der thematisiert, wie Menschen mit ihrer Umwelt in Beziehung treten. Immer wieder präsent auch hier: die Vergangenheit. »Dieses Stolpern über die Geschichte lädt die Menschen in Deutschland vielleicht dazu ein, mehr darüber wissen zu wollen«, sagt Elza Gubanova. Leon Seidel ergänzt: »Und dabei entdeckt man vielleicht etwas Verbindendes. Denn die Ukraine ist ja viel, viel mehr als dieser Krieg.«



1 Flüchtlinge aus der Ukraine. In: Mediendienst Integration, <https://mediendienst-integration.de/migration/flucht-asy/ukrainische-fluechtlinge.html> (zuletzt geprüft am 09.11.2023).

2 Vier Busse und ein Minister: Gemkow holt 180 geflüchtete Ukrainer nach

Leipzig. In LVZ (6. März 2022), <https://www.lvz.de/mitteldeutschland/vier-busse-und-ein-minister-gemkow-holt-180-gefluechtete-ukrainer-nach-leipzig-FCHUC26TGIQ4OSHHD4SIOHLJWQ.html> (zuletzt geprüft am 23.11.2023).

3 Mehrheit gegen stärkere Nato-Unter-

stützung der Ukraine. In: MDR.de (12. Juli 2023), <https://www.mdr.de/nachrichten/welt/politik/mdrfragt-umfrage-ergebnisse-nato-gipfel-ukraine-russland-100.html> (zuletzt geprüft am 09.11.2023).

»Über Osteuropa Bescheid wissen«

Geflüchtete ukrainische Wissenschaftlerinnen und ihr Weg ans GWZO

ILONA FELDMANN

*Der Beginn des russischen Angriffskriegs auf die Ukraine am 24. Februar 2022 war für viele Ukrainer*innen zwangsweise mit dem Verlassen ihrer Heimat verbunden. Allein in Deutschland sind seitdem über eine Millionen Geflüchtete aus der Ukraine untergekommen (Stand Juni 2023), vor allem Frauen und Kinder suchen Schutz.*

*Unter diesen Geflüchteten finden sich auch Wissenschaftler*innen. Rund 1.300 Forschende sind bis Dezember 2022 ins Ausland geflohen, um von dort aus weiterhin ihrer Arbeit nachgehen zu können, was im Heimatland nur noch bedingt möglich ist. Bombardierte Universitäten und Institute, unzuverlässige Strom- und Internetverbindungen und die schiere*

Lebensgefahr, die der Weg zur Arbeit darstellt, treiben Forschende unter anderem nach Deutschland, wo sie von Instituten aufgefangen werden.

*Das GWZO hat seit Kriegsbeginn im Februar 2022 eine Vielzahl von ukrainischen geflüchteten Gastwissenschaftler*innen mit speziell dafür entworfenen Stipendienprogrammen aufgenommen. Zwei von ihnen wurden zu ihren Erfahrungen am GWZO befragt: Daria Rezyk, M.A. und aktuell Doktorandin, und Prof. Halyna Yatseniuk, PhD, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut und Professorin.*

»Es ist tatsächlich so, dass die Menschen anfangen zu begreifen, dass die Ukraine und die Geschichte der Ukraine wirklich wichtig ist.«

Eine der ukrainischen Gastwissenschaftlerinnen ist Daria Rezyk, gebürtig aus der ostukrainischen Stadt Donezk, in der sie auch ihr Bachelorstudium abgeschlossen hat. Zusammen mit ihrer Mutter lebt sie bereits seit 2014 unter der russischen Besatzung. Daria zieht es 2018 für ihre Ausbildung in den Westteil des Landes, während ihre Mutter in Donezk bleibt. Sie beschreibt, wie sehr sie schon zu dieser Zeit unter russischer Propaganda gelitten hat. »Sie [die russischen Besatzer] haben das Studienprogramm beeinflusst, die ganze ukrainische Geschichte, alle ukrainischen Sprachkurse. Und Leute wie beispielsweise Professor*innen, die sich entschlossen haben, die russische Propaganda und die russische Armee zu unterstützen, haben diesen russischen Propagandastil in der Bildung aufgenommen und an die Universität gebracht.« Da Lehre unter diesen Bedingungen nur erschwert möglich ist, wird die Nationale Universität Donezk in die ukrainische Stadt Winnyzja, westlich von Kyjiw evakuiert, in eine ehemalige Produktionsstätte. Für ihr Masterstudium zieht es Daria an die renommierte katholische Universität in Lwiw, augenscheinlich weit weg von den politischen Unruhen in ihrer Heimat, bis am 23. Februar 2022 der russische Angriffskrieg auf die Gesamtukraine beginnt. Für Daria steht schnell fest, dass sie in dieser lebensgefährdenden Situation ihren Fokus auf ihre wissenschaftliche Bildung in der Ukraine nicht weiter ausleben kann, und sie entscheidet sich zu gehen. Im März 2022 kommt sie nach Deutschland, zuerst nach Augsburg ans Jüdische Museum. Als ihre Stelle als Ausstellungskuratorin

ausläuft, hofft Daria, weiter in Deutschland bleiben zu können, um an ihrer Dissertation über »Oral History der sowjetischen Deportationen aus der Westukraine, 1944–1955« zu arbeiten. Die Museumsleiterin empfiehlt sie Maren Röger und dem GWZO, wo Daria die Möglichkeit hätte, weiter zu forschen. Im November 2022 kommt Daria Rezyk als Gastwissenschaftlerin und Stipendiatin an das Institut.

»Manchmal wünschte ich, mein Projekt wäre über meine Heimatstadt« reflektiert sie über ihre aktuelle Arbeit an ihrer Dissertation, und doch haben ihre Erfahrungen in Deutschland das Projekt beeinflusst. So bekommt die Grundidee, Zeitzeugeninterviews zur Zeit der sowjetischen Deportationen aus der Westukraine (1944–1955) zu analysieren, einen neuen Fokus, indem sie mehr auf die Frage der Dekolonisierung eingehen will.

Und dennoch, die Situation verändert sich. »Ich möchte das nicht als Chance bezeichnen, aber es ist tatsächlich so, dass die Menschen

anfangen zu begreifen, dass die Ukraine und die Geschichte der Ukraine wirklich wichtig ist.« Am Institut zeigt sich das beispielsweise mit der Einführung des E-Learning-Kurses über



Daria Rezyk

die Ukraine für Schüler*innen und Erwachsene, an dessen Präsentation Daria beteiligt war. Die vorherige Einstellung, alles im Osten sei bloß die Erweiterung Russlands, löst sich langsam, aber sicher auf.

Die Sensibilität für den Kolonialismus in Osteuropa steigt, das bemerken auch andere ukrainische Gastwissenschaftler*innen am Institut, wie Prof. Halyna Yatseniuk. Sie kommt gebürtig aus der westukrainischen Stadt Chernelitsia und beschäftigt sich vor allem mit ukrainischer Geschichte vor dem 20. Jahrhundert. Zudem lehrt sie als Professorin an der Juri-Fedkowitsch-Nationaluniversität Tscherniwzi, ebenfalls im Westen des Landes, nicht weit von der rumänischen und moldauischen Grenze. Bereits im März 2022 kommt sie nach Deutschland, direkt an das Leipziger Institut. Auf die Frage, wie sie das Wissen der Deutschen über die Ukraine wahrnimmt, antwortet sie »Hier weiß man mehr über Russland, über die Sowjetunion. Wenn wir vor unseren Nachbarn [in Deutschland] auf Ukrainisch geredet haben, konnten sie es nicht von Russisch unterscheiden, es war für sie dasselbe.« Sie beschreibt aber auch, wie sie eine starke Veränderung dieser Sprachblindheit wahrnimmt, die sich bereits während nur eines Jahres vollzogen hat, und bemerkt, dass »die Kolleg*innen am Institut es natürlich besser unterscheiden [konnten].«

Ans GWZO kommt sie – wie Daria – durch Kontakt zu Maren Röger. Die Direktorin schickt nach dem Einmarsch Russlands Briefe an Kolleg*innen von Halyna Yatseniuk – die Frauen kennen sich zum damaligen Zeitpunkt nicht persönlich – und lädt diese nach Deutschland ein, was diese ausschlagen,

aber Halyna fragen, ob sie nicht Interesse an dem Angebot hätte. »Zuerst dachte ich nicht, dass ich irgendwo hinfahre, wir hatten noch die Hoffnung, dass sich die Situation schnell legt. Aber Tage und Wochen vergingen, und es wurde immer klarer, dass es doch nicht so einfach ist.« Die Universität, an der sie lehrt, stellt ihren Betrieb ein, auch ihr Sohn ist mittlerweile in Deutschland bei Freunden untergekommen, und so entscheidet sie sich am 20. März 2022, nach Leipzig zu kommen und hier im Stipendienprogramm für geflüchtete Gastwissenschaftler*innen aus der Ukraine ihre wissenschaftliche Arbeit aufzunehmen.

»Das Institut hat alles getan, um es uns so einfach wie möglich zu machen«



Die Ankunft am Institut nehmen beide Frauen, so unterschiedlich sie auch sind, ähnlich wahr. »Ich schätze es sehr, dass, als ich hier am Institut ankam, eine Menge Leute bereit waren, mir zu helfen. Ich hatte immer viele Leute, denen ich Fragen stellen konnte«, so beschreibt Daria ihre ersten Erfahrungen mit dem GWZO. Auch dass immer mehr Meetings auf Englisch abgehalten wurden oder zumindest englische Übersetzungen von der Leitung be-

Halyna Yatseniuk

reitgestellt wurden, erleichterte ihr den Einstieg in das Institutsleben. Die Sprachbarriere ist für Halyna ein besonders großes Problem, sie spricht bei ihrer Ankunft weder Deutsch noch Englisch. Und doch finden sich Kommunikationswege mit Kolleg*innen, die Polnisch, Russisch oder gar Ukrainisch mit ihr sprechen und so Ansprechpartner*innen für Fragen und Probleme sind, anfangs vor allem bürokratischer Natur. So beschreibt sie die Anfangszeit mit den Worten: »Das Institut hat alles getan, um es [den Einstieg] uns so einfach wie möglich zu machen«. Beide Wissenschaftlerinnen werden mit offenen Armen und viel Hilfsbereitschaft aufgenommen, damit diese sich schnell eingliedert und willkommen fühlen und sie wenige Tage nach ihrer Ankunft mit ihrer

ILONA FELDMANN ist Studentin der Kommunikations- und Medienwissenschaft an der Universität Leipzig. Sie arbeitet als studentische Hilfskraft in der Öffentlichkeitsarbeit am GWZO.

wissenschaftlichen Arbeit beginnen bzw. weitermachen können.

Für Halyna sind es insbesondere die technischen Möglichkeiten, die ihr die Arbeit am GWZO im Vergleich zur Ukraine

erleichtern. Online stehen ihr alle Dokumente und Ressourcen zur Verfügung, die sie für ihre Forschung braucht. Dies ist vor allem seit Beginn des Krieges mit teilweisen Internetausfällen im Land viel schwieriger. Auch der Standort Deutschland bietet neue Möglichkeiten für sie – ihr neues Projekt soll sich detailliert mit dem ukrainischen Kosaken Andrei Voynarovsky befassen, welcher lange Zeit in Hamburg gelebt hat. Dafür will sie mit deutschen Dokumenten arbeiten, zu denen sie dank des Standortes und der neu erlernten Sprache viel leichteren Zugang hat. Auch den Austausch mit Kolleg*innen am Haus aus verschiedensten Fachbereichen schätzt sie sehr. Insbesondere die offenen Vorträge und Vorlesungen, in denen Projekte vorgestellt werden und zu denen sich die Gäste aus unterschiedlichen Disziplinen äußern

können, nimmt sie sehr positiv wahr. »Bei uns [an ukrainischen Instituten] gibt es auch solche Vorträge, die sind dann aber nur für eine Abteilung. Wenn ich aus der Abteilung der Geschichte der Ukraine Vorträge gebe, dann sind diese nur für Leute aus meiner Abteilung zugänglich, aber nicht für andere Abteilungen.« Den interdisziplinären Dialog zwischen Abteilungen gibt es laut ihr in ukrainischen Bildungs- und Wissenschaftsinstituten viel weniger und die neuen Perspektiven und Sichtweisen, die sich dadurch auf das eigene Projekt ergeben, empfindet sie als großen Gewinn. Auch für Daria ist der offene Austausch am Institut ein großer Lichtblick in ihrer Arbeit hier. »Die Menschen sind offener für Diskussionen. Die Leute sind offener, gemeinsam an Projekten zu arbeiten. Für mich ist es eine große Gelegenheit.«

Auch für das bisherige Kollegium des GWZO geht die Ankunft so vieler neuer Gesichter anfangs mit einer Umstellung einher. So müsse man sich immer erst einmal fragen, wo denn Anknüpfungspunkte bestehen, so Prof. Dr. Jürgen Heyde. Und doch ergibt sich für ihn eine enge Zusammenarbeit mit Halyna, beide forschen zu ähnlichen zeitlichen Schwerpunkten und arbeiten gemeinsam an einem Aufsatz über die Schlacht von Chotyn. Durch die unterschiedlichen Sicht- und Arbeitsweisen – Jürgen Heyde eher über Minderheiten in und nach Kriegsverhältnissen, Halyna über Kriegsauswirkungen – werden neue Forschungsperspektiven sichtbar, die beiden zugutekommen. Auch spricht er von der politischen und sozialen Bedeutung des Hauses, welche durch die Ankunft der vielen neuen Kolleginnen klarer geworden ist und so die gesellschaftliche Relevanz des Hauses betont.

Lisa Füchte beeindruckt auch, wie schnell und unter welchen Bedingungen die ukrainischen Gastwissenschaftlerinnen sich am Haus integrieren

konnten: »Die Kolleginnen aus der Ukraine konnten zumindest mittelfristig mit ihrer Expertise in die Arbeit des GWZO integriert werden und leisten darüber hinaus Unglaubliches an ihren Forschungseinrichtungen in der Ukraine, in eigenen Projekten, in der Öffentlichkeitsarbeit – das alles trotz des von Russland mit unverminderter Brutalität geführten Krieges in ihrer Heimat und der ständigen Sorge um ihre Angehörigen und Freunde.« Auch für die spontanen Hilfsaktionen und Integrationsmaßnahmen des Kollegiums findet sie nur positive Worte. »Viele Kolleg*innen hier begannen praktisch ad hoc mit Hilfsaktionen, bemühten sich, bedrohten Wissenschaftler*innen bei der Flucht zu helfen und ihnen eine Perspektive am Haus zu bieten: Das alles im absoluten Krisenmodus unter völlig unklaren rechtlichen, aber auch politischen Rahmenbedingungen.«

»Aktuell lebe ich zwischen zwei Ländern«

Und trotz aller positiven Erfahrungen gibt es Hindernisse in der Arbeit oder im Privatleben. Die Wissenschaftlerinnen sprechen von Heimweh, großen Unsicherheiten im neuen, noch unbekanntem Land und einer allgemeinen Hilflosigkeit beim Gedanken an eine ungewisse Zukunft. All das beeinflusst auch die Arbeit, so Daria. »Du weißt, dass du dich wirklich auf deine Arbeit, deine Forschung konzentrieren musst, aber du hast immer noch diese persönlichen Probleme. [...] Meine Familie lebt immer noch in den besetzten Gebieten, aber ich hatte meine Freunde zum Reden. Aber hier ist es ein bisschen schwierig, weil ich das Gefühl habe, dass ich allein bin und mich allein durchschlagen muss.« Auch Ressourcen fehlen teilweise, beide beschreiben einen unfassbaren Wissensverlust durch die Zerstörung von Archiven, Museen und Bibliotheken

vor allem im Ostteil der Ukraine. Auch wenn versucht wird, so viele Dokumente wie möglich zu digitalisieren, wird es künftig ein großes Problem in der Wissenschaft sein, mit der Zerstörung so vieler Artefakte und Daten umzugehen. Neben persönlichen Sorgen fehlt Halyna vor allem die Lehrtätigkeit an der Universität und der Kontakt mit Studierenden, den sie am GWZO nur bedingt bekommt. »Das Unterrichten bereitet mir sehr viel Freude, das bevorzuge ich eigentlich. Ich kommuniziere gerne mit Studierenden. Ich halte gerne Vorlesungen, leite Seminare.« Zusammen mit Maren Röger ist es ihr möglich, einige Seminare an der Leipziger Universität zu besuchen, und sie ist auch da sehr angetan von dem regen Austausch zwischen Studierenden und Dozierenden, aber auch vom Austausch der Student*innen untereinander. An ihrer eigentlichen Universität, der Juri-Fedkowitsch-Nationaluniversität Tscherniwzi, kann sie nicht mehr lehren, da dort mittlerweile wieder Präsenzveranstaltungen stattfinden. Halyna hofft, ihre Deutschkenntnisse so weit zu verbessern, dass sie auch hier in naher Zukunft wieder unterrichten kann.

Am meisten beschäftigt die Frauen jedoch die Ungewissheit. Sie wissen nicht, wann der Krieg vorbei ist, wann sie ihre Verwandten wiedersehen können, ob und wie lange sie in Deutschland bleiben. »Selbst wenn meine Heimatstadt nicht mehr besetzt ist, wird es schwierig sein dahin zurückzukehren. Es hängen so viele schwierige Erinnerungen daran, an die schlimme Zeit der russischen Besatzung«, so Daria. Aktuell sei ihre Priorität ihre Bildung und Arbeit, und dem kann sie im Moment außerhalb der Ukraine am besten nachgehen. Auch für Halyna ist die Frage, ob Deutschland oder Ukraine, nicht beantwortbar. Zu viele Faktoren spielen hinein, die sich tagtäglich ändern können, sowohl politische und den Krieg betreffende als auch persönliche – wie es ihrer Familie in der Ukraine geht, ob ihr Sohn in Deutschland bleiben will. »Aktuell lebe ich zwischen zwei Ländern«, und wie lange sich das noch ziehen wird, steht in den Sternen.

Der am besten dokumentierte Krieg

Ukrainische Oral History in Zeiten der Extreme

DARIA REZNYK

*Der russische Angriffskrieg gegen die Ukraine wurde als »der am besten dokumentierte Krieg der Geschichte« bezeichnet: Täglich erscheinen Nachrichten, Fotos und Videomaterial. Die mündliche Überlieferung ist zu einer Methode geworden, um die Ereignisse zu dokumentieren und ukrainischen Stimmen Gehör zu verschaffen. Viele Wissenschaftler*innen müssen jedoch »den Scheinwerfer auf sich selbst richten« und ihre Erfahrungen reflektieren.*

Vom 1. bis 3. Juni 2023 fand die Konferenz »The Most Documented War. Symposium für Dokumentations- und Archivierungsinitiativen« in Lwiw statt, die vom Center for Urban History organisiert wurde. Mehr als 100 Teilnehmer*innen tauschten ihre Erfahrungen aus, die sie beim Sammeln und Präsentieren von Erinnerungen an den russischen Krieg gegen die Ukraine gemacht hatten. Die meisten der vorgestellten Projekte sammelten Beweise für den Krieg und die Kriegsverbrechen Russlands. Die Themen reichten von den Zeugnissen von Bucha über Erfahrungen von Menschen mit Behinderungen und Geschichten über das Aufwachen während des Krieges bis hin zu den Erfahrungen einer Geburt.



Nach den Daten, die auf der Konferenz »Sprache und Krieg« in Hannover (24. Februar 2023) vorgestellt wurden, sind seit Beginn der umfassen-

den Invasion 109 Oral-History-Projekte zur russischen Militärangriff initiiert worden. Noch 2013 betonte die ukrainische Wissenschaftlerin Gelinada Grinchenko, dass sich die Oral History in der Ukraine als akademisches Fachgebiet in der Entwicklung befinde. Oral History könne die Aufnahme von Zeugnissen über erlebte Gewalt in die Lehrpläne von Schulen usw. ermöglichen. Die Besetzung der Krim und der Beginn des Krieges im Osten der Ukraine haben diesen Prozess in Gang gesetzt und die Aufmerksamkeit auf die Methode der Oral History zur Dokumentation der aktuellen Ereignisse gelenkt.

Abb. 1 Das After Silence-Team während der Aufnahme. Dorf Kniagynynok, Region Volyn, 2022

Oral History in Zeiten des Krieges

Statistiken zufolge befinden sich die meisten Projektteams in der Ukraine (69,3%) und setzen ihre Arbeit trotz des ständigen russischen Beschusses, der Stromausfälle und anderer Kriegsfolgen fort. Die Nichtregierungsorganisation *After Silence* arbeitet seit 2021 an Zeitzeug*innenaufnahmen. Während der umfassenden Invasion setzte sie nicht nur ihre Arbeit fort, indem sie die Aussagen von Zeug*innen des Holocaust, des Zweiten Weltkriegs und der sowjetischen Unterdrückung aufzeichnete, sondern startete auch ein neues Projekt: »24.02: Life after«. Das Projekt dokumentiert die Erfahrungen der Menschen, deren Leben sich nach dem Ausbruch des Krieges grundlegend verändert hat. Anna Yatsenko, Vorstandsvorsitzende und Kulturmanagerin von *After Silence*, sagt: »Mit Beginn der umfassenden Invasion wussten wir nicht, ob wir unsere Arbeit [Zeitzeug*innen-Aufnahmen] überhaupt wieder aufnehmen sollten. Wir waren ehrenamtlich tätig, und ständig kamen Freund*innen und Bekannte zu mir nach Hause [in Lemberg] und suchten Schutz. Sie erzählten ihre Evakuierungsgeschichten (...). Wir nannten es ›Gespräche‹, nicht ›mündliche Geschichtsinterviews‹.« Irgendwann brachen sie das Projekt jedoch ab: »Viele Menschen weigerten sich zu sprechen oder begannen ihre Geschichten zu entwerten.« Heute setzt *After Silence* die Arbeit fort, indem es Zeitzeug*innen von Gewaltereignissen des 20. Jahrhunderts aufzeichnet. »Wir fügen dem Fragebogen keine Fragen über die Gegenwart hinzu. Aber die Menschen selbst sprechen darüber, wie sie den heutigen Krieg erleben«, sagt Anna. »Der Beschuss aus Russland erschwert unsere Mobilität (...). Die Sprecher*innen können sich in ständiger Gefahr befinden, ihre Gesundheit verschlechtert sich, und wir müssen die Aufnahmen oft verschieben oder absagen.« Die Arbeit unter ständiger Gefahr ist für die Ukrainer*innen zur Realität geworden, und das Team von *After Silence* ist motiviert, die Tragödien des 20. Jahrhunderts weiter aufzuarbeiten, auch damit »moderne russische Verbrecher ihrer Strafe nicht entgehen«.



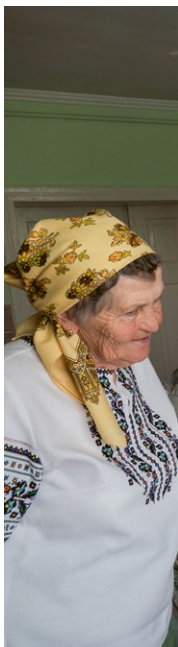
Abb.2 Aufnahme eines Gesprächs mit Sofia Taubina, Mitglied der jüdischen Gemeinde Augsburg (ursprünglich aus Cherson). Jüdisches Museum Augsburg-Schwaben, 2022

Ukrainische Stimmen im Ausland

Viele der Projekte wurden auch im Ausland initiiert: in Polen, den USA, Schweden, Deutschland, der Tschechischen Republik usw. Dieses Interesse ist auf das wachsende Bedürfnis zurückzuführen, Stimmen aus der Ukraine zu »hören«. Zahlreiche ausländische Projekte luden ukrainische Spezialist*innen ein. Liza Siviets ist eine Wissenschaftlerin aus der Ukraine, die vom Team der Gedenkstätten Gestapokeller und Augustaschacht in Osnabrück angefragt wurde, um an einem Projekt mitzuarbeiten, das das Team in Zusammenarbeit mit der Stiftung Terre des Hommes Deutschland organisiert. »Sie [das Team in Osnabrück] hatten die Idee zu diesem Projekt direkt nach der großangelegten Invasion«, sagt Liza. Im Rahmen des Projekts hat sie 30 Interviews mit jungen Menschen zwischen 15 und 25 Jahren über das Aufwachsen während des Krieges aufgenommen. Derzeit warten die Interviews darauf, auf die Website der Gedenkstätte hochgeladen zu werden.

Als Stipendiatin des Jüdischen Museums Augsburg-Schwaben arbeitete ich selbst an der Ausstellung »Voices: Ein Mosaik ukrainisch-jüdischen Lebens« mit dem Team vor Ort, das die Idee hatte, jüdisches Leben in der Ukraine für das deutsche Publikum sichtbar zu machen. Das Ergebnis war eine Ausstellung, die vollständig auf Interviews mit der ukraini-

Abb.3 Das *After Silence*-Team sammelt Geschichten von Menschen, die in den 50er Jahren nach Sibirien deportiert wurden. Dorf Tsutsliv, Region Iwanow-Frankiwsk, 2023



schen jüdischen Gemeinde in verschiedenen Sprachen basiert: Ukrainisch, Deutsch, Englisch, Polnisch und Russisch.

Eine solche Arbeit stellt die ukrainischen Wissenschaftler*innen jedoch oft vor neue Herausforderungen. »Ich bin die einzige Ukrainerin in meinem Team«, erklärt Liza. »Ich fühle mich oft isoliert: Sie [die nicht-ukrainischen Kolleg*innen] verstehen [mich] einfach nicht. Es ist nicht ihr Krieg und nicht ihr Kummer. Das Projekt und die Idee sind sehr cool, aber ich vermisse jemanden, der sich für

DARIA REZNYK wurde in Donezk, Ukraine, geboren und erwarb 2018 einen Master-Abschluss in Geschichte an der Ukrainischen Katholischen Universität. Sie ist assoziiert am GWZO, Doktorandin an der Universität Leipzig und Vorstandsmitglied der ukrainischen NGO After Silence. Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören Oral History, sowjetische Deportationen aus der Ukraine und Public History.

mich interessiert und dem ich nicht offensichtliche Dinge [über die Ukraine] erklären muss.« Das Gefühl, isoliert zu sein und von niemandem wirklich verstanden zu werden, kann sich auf alle Ukrainer*innen beziehen, die seit Beginn des Krieges ihr Leben in einem anderen Land begonnen haben. Dieses Gefühl kann sich auf Ihr

Arbeitsleben auswirken, vor allem wenn es um mündliche Überlieferungen und Interviews geht, bei denen Sie von den Erfahrungen anderer Ukrainer*innen hören und lesen, die ein ähnliches Trauma erlebt haben. Retraumatisierung kann für Wissenschaftler*innen ein gefährliches Thema sein, das nicht immer nur durch Selbstreflexion überwunden werden kann. Unter den

Interviews, die ich in der jüdischen Gemeinde Augsburg aufnahm, war auch eines mit einer Frau aus meiner Heimatstadt Donezk. Während der Arbeit an diesem Interview musste ich viele Male innehalten, um meine Emotionen unter Kontrolle zu halten.

Reflektieren und Umdenken

Mündliche Überlieferung ist heute nur ein Teil der Arbeit, die Ukrainer*innen leisten, um die Zeugnisse des Krieges zu bewahren und sie für diejenigen aufzubereiten, die die Ukraine kennenlernen und verstehen wollen. Wissenschaftler*innen, die die Kraft und/oder die Möglichkeit zur Arbeit haben, stehen vor Herausforderungen, die wir erst noch bewältigen müssen. Dennoch versuchen ukrainische Wissenschaftler*innen bereits, über ihre erschütternden Erfahrungen nachzudenken. Dr. Natalia Otrishchenko, Soziologin am Zentrum für Stadtgeschichte in Lwiw, arbeitet an einem Buch, das die Erfahrungen von Wissenschaftler*innen reflektieren und methodische Tipps für die Dokumentation von Kriegserfahrungen geben soll, einschließlich des Formats der mündlichen Überlieferung. Otrishchenko beschreibt ihr Buch als »Einladung zum Nachdenken«. Es ermöglicht den Leser*innen, sich mit Praktiken des Sammelns, Bewahrens und der Veröffentlichung von Zeitzeugenberichten vertraut zu machen, während der Krieg andauert.

Der Angriff Russlands auf das gesamte Territorium der Ukraine stellt ukrainische Wissenschaftler*innen vor Herausforderungen, die noch nicht verstanden und gelöst sind. Die Oral History in der Ukraine hat einen langen Weg zurückgelegt: von kleinen akademischen Projekten hin zur umfangreichen Dokumentation der Kriegserfahrungen und vielfachem Bedarf an ukrainischen Stimmen außerhalb des Landes. Heute jedoch müssen viele Wissenschaftler*innen »sich selbst ins Rampenlicht stellen«, um ihre Erfahrungen zu reflektieren und den sichersten Weg zu finden, unter extremen Bedingungen zu arbeiten.



Ein Wandel in der Forschung zur Sowjetunion

Die Neubewertung der sowjetischen Archive während des Krieges in der Ukraine

POLINA GUNDARINA

Anhand konkreter Fälle aus der sowjetischen Geschichte untersucht dieser Aufsatz die Möglichkeit für Wissenschaftler*innen, während des Krieges in der Ukraine ohne Zugang zu staatlichen Archiven in Russland über die Sowjetunion zu forschen und zu schreiben.

Ariella Azoulay, eine israelische Wissenschaftlerin mit Fokus auf der Dekolonialisierung visueller Kultur, schreibt, dass »imperiale Projekte die Vergangenheit erfinden« und fordert Wissenschaftler*innen auf, »Geschichte und Imperialismus zu verlernen« und alternative Wissensquellen zu erkunden. Azoulay untersucht Archive als Werkzeuge der Exklusion, die von den Herrschenden manipuliert werden, um neo imperiale Narrative zu konstruieren. Ursprünglich in den Konflikten in Palästina und Israel verwurzelt, finden Azoulays Erkenntnisse auch im aktuellen Krieg Russlands gegen die Ukraine Widerhall und verdeutlichen die Manipulation von Informationen und Narrativen durch den russischen Staat. Seit der Invasion sah sich die Geschichtswissenschaft dazu veranlasst, historische Narrative kritisch neu zu bewerten, nach den unterschiedlichsten Quellen zu suchen und multiple Perspektiven zu berücksichtigen, um ein

differenzierteres Verständnis der sowjetischen Geschichte herauszuarbeiten.

Viele Wissenschaftler*innen sahen sich mit dem Problem konfrontiert, dass der Zugang zu russischen Staatsarchiven, die Materialien zur sowjetischen Geschichte enthalten, für Forscher*innen im Ausland nicht mehr möglich war. In den Monaten nach der Invasion erließ der russische Staat repressive Gesetze bezüglich der Zusammenarbeit mit »unfreundlichen« Ländern zurück und machte die Digitalisierung und den Zugang zu Dokumenten immer undurchsichtiger (z. B. ist das wichtigste Online-Findbuch zu den russischen Archiven für ausländische IP-Adressen unzugänglich). Die Kontinuität des sowjetischen Ansatzes bei der Archivverwaltung im modernen Russland wird durch zahlreiche Fälle deutlich, in denen Geheimdienste die Geheimhaltung jahrzehntelanger Archive verteidigen. Dieser Trend hält bis heute an; Wissenschaftler*innen berichten von zusätzlichen Hindernissen beim Zugang zu bestimmten Dokumenten seit dem 24. Februar 2022. Es gibt Hinweise darauf, dass der Zustand der Archive für Wissenschaftler*innen, die sich mit der russischen



Abb. Tscheljabinsk obl., Dorf Selezyan, 1965. Blick vom Balkon des neu errichteten Wohnviertels



und sowjetischen Geschichte befassen, in die Ära des Kalten Krieges zurückfallen könnte: Da die Archive kaum zugänglich sind, müssen Historiker*innen zunehmend auf Wissen zurückgreifen, das außerhalb Russlands produziert wurde.

Trotz dieser Herausforderungen können sich die Wissenschaftler*innen von heute auf mehr Ressourcen stützen. Der fehlende physische Zugang zu den russischen Staatsarchiven hat eine Neubewertung der Forschungsmethoden erforderlich gemacht und Forscher*innen dazu veranlasst, alternative Quellen zu suchen. Dieser Wandel fördert eine breitere Diskussion über die Entkolonialisierung der sowjetischen Geschichte in den Osteuropawissenschaften und drängt die Wissenschaftler*innen dazu, Inklusions- und Exklusionsmechanismen in historischen Erzählungen neu zu bewerten. In diesem Beitrag konzentriere ich mich auf die sozialistische und sowjetische Architekturforschung der Nachkriegszeit, untersuche ihre aktuellen Debatten und Ansätze inmitten dieser Herausforderungen und ziehe Beispiele aus meiner eigenen Forschung über spätsowjetische Städte heran.

Sowjetische Nachkriegsarchitektur nach 1945: eine kurze Geschichte der Archive

In Russland gibt es eine Vielzahl von Archiven, die Informationen zur Geschichte der sowjetischen Architektur bereithalten, darunter Staats-, Universitäts- sowie verschiedene Unternehmens- und Privatarhive. Die Art und Weise, in der sowjetische Architektur in der Nachkriegszeit geplant und erbaut wurde, erschwert jedoch den Zugang zu solchen Informationen. Da es sich meist um repetitive und massenhafte Bauten handelt, die auf zentral entworfenen Plänen beruhen, finden sich Aufzeichnungen darüber vor allem in Archiven, die Dokumente von ehemaligen »Projekten« und wissenschaftlichen Einrichtungen in der gesamten Sowjetunion gesammelt haben. Heute sind diese Unterlagen über ganz Russland und die ehemaligen Sowjetländer verstreut, sodass sich ein fragmentiertes Bild der Bestände ergibt.

Als Beispiel dient Gosstroy, das Staatliche Komitee für das Bauwesen in der Sowjetunion, das als wichtigstes Regierungsorgan für die nationale Planung, Überwachung und Verwaltung des Wohnungsbau-sektors in der UdSSR zuständig war. Innerhalb des Gosstroy gab es nicht nur zahlreiche Abteilungen, die mit dem Bauwesen zu tun hatten – wie die Abteilung für Bauindustrie, strukturelle Innovationen und Mechanisierung des Bauwesens – sowie Gremien für Bauangelegenheiten auf Republikebene, sondern auch eine Vielzahl wissenschaftlicher Institute, die sich mit Wohnungs-, Sport- und Unterhaltungseinrichtungen befassten (z. B. für den Wohnungsbau das Zentrale Forschungsinstitut für Wohnungsbau, TsNIIEP zhilishcha). Darüber hinaus gab es separate regionale Planungsinstitute für »Zonen« (zonalnye) wie in der Ukraine, Sibirien und Usbekistan; außerdem entstanden Zentren für die Architekturausbildung, z. B. in Sverdlovsk und Kyjiw. Nach der Auflösung der UdSSR im Jahr 1991 hörten diese Organisationen entweder auf zu existieren, fusionierten oder wurden in nationale Einheiten eingegliedert. Es ist schwer nachzuvollziehen, wie diese Institutionen ihre Materialien in die Archive

überführten, sodass die Wahrscheinlichkeit groß ist, dass die Unterlagen in den 1980er Jahren nicht archiviert wurden oder in der Umbruchphase der 1990er Jahre einfach verloren gingen. Gegenwärtig sind die Archivbestände zur sowjetischen Nachkriegsarchitektur einer der bedeutendsten unbearbeiteten Bereiche in diesem Forschungsfeld.

Dieses komplizierte System der sowjetischen Architekturproduktion offenbart eine weitere Herausforderung, die heute besonders aktuell ist. Es stellt eine große Herausforderung dar, die Geschichte der Raumeinigung in Gebieten wie den baltischen Staaten zu untersuchen. Die Sowjets errichteten eine Vielzahl von Atomunternehmen, wie die Metall- und Chemieproduktionsanlage Sillamäe in Estland zur Urangewinnung und das Kernkraftwerk Ignalina in Litauen. Planung und Bau der nahegelegenen Siedlungen zur Unterbringung der Arbeiter und ihrer Familien wurden zentral von Leningrad (heute St. Petersburg) aus gesteuert, der nächstgelegenen Großstadt in Sowjetrußland. Die Leningrader Niederlassung des Konstruktionsinstituts VNIPIET (Allunions-Projektierungs- und Forschungsinstitut für komplexe Energietechnologie) war für die Entwicklung der atomaren Monostädte in der gesamten Union strategisch verantwortlich, einschließlich der erwähnten in Estland und Litauen. Gegenwärtig werden die Aufzeichnungen über die tägliche Arbeit des VNIPIET, die mehr als 595 Akten mit Sitzungsprotokollen, Korrespondenz und Entscheidungen umfassen, im TsGAIPD-Archiv (Zentrales Staatsarchiv für historische und politische Dokumente von St. Petersburg) aufbewahrt.

In solchen Fällen wird die Bedeutung der nationalen Archive der ehemaligen Sowjetrepubliken deutlich. Die mangelnde Zugänglichkeit russischer Archive macht es erforderlich, sich stärker auf die regionale Geschichte zu konzentrieren und die Erfahrungen der nicht-russischen Bevölkerung in den Vordergrund zu stellen. Dieser Schwerpunkt bietet nicht nur eine alternative oder minderheitenbezogene historische Perspektive, sondern erkennt diese Narrative als integrale und grundlegende Bestandteile der sowjetischen Geschichte an. Die Forschung auf dem Gebiet der sowjetischen Nachkriegsarchitektur bewegt sich in diese Richtung: Wissenschaftler*innen in den baltischen Ländern, in der Ukraine, in Georgien und Armenien beispielsweise versuchen, die Beiträge lokaler

Architekt*innen und Ingenieur*innen zur Architekturproduktion der Nachkriegszeit in den Vordergrund zu rücken und damit die nationale Geschichte zu stärken. Ein solcher methodischer Ansatz kann als Fortsetzung der 2012 in Wien begonnenen Debatten gesehen werden: Während der ersten umfassenden Ausstellung zur sozialistischen Nachkriegsarchitektur »Soviet Modernism 1955–1991. Unknown Stories« wurde Sowjetrußland aufgrund seiner üblichen Dominanz in den Geschichtsnarrativen ausgeklammert. Abgesehen davon fehlen die Länder Zentralasiens noch immer weitgehend auf den Landkarten der sowjetischen Nachkriegsmoderne: Vielleicht ist es jetzt an der Zeit, dies zu ändern.

Improvisierte Archive: Persönliche Erinnerungen, Online-Foren und verborgene Artefakte

Was heute noch zur Verfügung steht, sind die Erinnerungen der Bewohner*innen, die »gelebte« Dimension der Architektur sozusagen. Plattformen, die nutzergenerierte Inhalte enthalten, haben das Potenzial für eine Metaanalyse. Sie können helfen, die Motivation der Nutzer*innen für die Erstellung dieser Inhalte zu verstehen, dienen aber auch als Fundgrube für Wissen über die Vergangenheit. Forumsbasierte nutzergenerierte Inhalte auf Websites wie pastvu.com und 1723.ru tragen wesentlich zum Verständnis der Landschaften und architektonischen Umgebungen von mir bekannten und unbekanntem Städten bei. Fotografie- und Medienwissenschaftler*innen ermahnen uns, solche Sammlungen kritisch zu analysieren, unter Berücksichtigung ihrer Kuratierung und Vermittlung, der Aufnahmekriterien und der Perspektive der Autor*innen. Der Wert dieser Quellen liegt jedoch auf der Hand: Die Kombination von Fotos und persönlichen Erinnerungen, die mit einem bestimmten Ort auf einer Karte verbunden sind, bietet einen einzigartigen Einblick in eine Epoche und erfasst Charakter, Persönlichkeit und Lebensstil, die in staatlichen Archiven oft fehlen. In meiner Studie über eine spätsowjetische Stadt nutze ich aktiv diese Quellen aus Foren, sozialen Medien, Umfragen und biografischen Interviews.

Aus den Interviews und den persönlichen Fotos vieler Menschen, mit denen ich gesprochen habe, erfuhr ich Details, die ich offiziellen Aufzeichnungen nicht hätte entnehmen können. Zum Beispiel darüber, wie Hochzeiten in den neu errichteten Kulturpalästen in den 1970er Jahren gefeiert wurden und wie wichtig das für die Bevölkerung war. »Wir mussten einen bestimmten Tag buchen, um unsere Hochzeit in diesem Palast zu registrieren, weil das Gebäude so schön war«, erzählt eine der Gesprächspartnerinnen, eine Frau

POLINA GUNDARINA studierte von 2014 bis 2020 Zeitgeschichte und Journalismus an der Staatlichen Universität St. Petersburg (Russland) und an den Høgskulen i Volda (Norwegen). Sie ist Doktorandin am GWZO und wissenschaftliche Mitarbeiterin im BMBF-geförderten Projekt »Stadt. Kultur. Bauen«.

aus Jekaterinburg. Die Kleidung des Brautpaares und seiner Gäste auf den online geteilten Bildern spricht für dasselbe. Falls noch keine Sammlung aus den Resten der alten analogen Fotografien erstellt wurde, tun die Interviewpartner*innen dies oftmals direkt während des Gesprächs. Das

Interview reißt einen Erinnerungsfaden auf, und zehn Minuten später fotografiert die Person, mit der man gerade telefoniert hat, vergessene Gegenstände aus dem Dachboden: eine Plastiktüte mit dem Logo einer politischen Partei, die in den 1990er Jahren in Jekaterinburg populär war. Eine Eintrittskarte für eines der ersten Rockfestivals der 1980er Jahre taucht auf, dann ein Ticket für einen Underground-Filmclub, in dem zensierte Filme gezeigt wurden. Nicht nur die Objekte selbst, sondern auch die Rituale ihrer Aufbewahrung, der Glaube, dass diese Gegenstände es wert sind, geteilt zu werden, bereichern diese Begegnungen mit improvisierten Archiven.

Diese Objekte enthüllen bedeutende historische Einblicke in die spätsowjetischen Subkulturen und das Alltagsleben. Diese Erzählungen, die in den auf zentrale Städte wie Moskau und Leningrad fixierten staatlichen Archiven oft beiseitegeschoben werden, erhellen die Geschichte der peripheren sowjetischen Subkulturen.

Schlussfolgerung: Materialien aus der Sowjetära in Deutschland

Um auf die pragmatische Herausforderung zurückzukommen, Primärquellen aus der Sowjetära zu beschaffen, stellt sich die Frage: Wo kann man anfangen, wenn man keinen Zugang zu russischen Staatsarchiven hat? Deutschland bietet Wissenschaftler*innen, die sich für Sowjetrussland interessieren, eine Reihe von Möglichkeiten. Nach der Wiedervereinigung des Landes im Jahr 1990 wurde die Bayerische Staatsbibliothek mit der Aufgabe betraut, alle in russischer Sprache verfügbaren Materialien zusammenzustellen. Das Ergebnis dieser Initiative ist eine umfangreiche Sammlung, die sowohl die Archivpresse der Vor- und Nachkriegszeit als auch staatlich produzierte sowjetische Monografien umfasst. Darüber hinaus wird die Sammlung russischsprachiger Quellen kontinuierlich ausgebaut. Die Staatsbibliothek zu Berlin zeichnet sich durch ihre umfangreichen Bestände aus, insbesondere was die regionale wie zentrale Presse der Sowjetunion betrifft. Erfreulicherweise ist ein großer Teil dieser Bestände aus der Zeit nach 1990 erhalten geblieben. Das Archiv der Forschungsstelle Osteuropa in Bremen, die sich traditionell auf Quellen zu den sowjetischen Dissidentenbewegungen konzentriert, verfügt über eine Fülle von Samisdat- und Tamisdat-Materialien (geheime Kopien von in der Sowjetunion verbotener Literatur, die entweder im Land selbst oder außerhalb veröffentlicht wurden). Dieses Archiv enthält auch regionale Flugblätter, die die Untergrundkultur und die regionale Presse von der späten Sowjetära bis in die postsowjetischen Jahrzehnte darstellen. Deutsche Archive und Bibliotheken verfügen über eine erstaunlich reiche Sammlung von Materialien selbst aus den fernöstlichen Regionen Russlands. Es bleibt jedoch das Problem des Zugangs zu den vielfältigen Geschichten und Erfahrungen nicht-russisch und peripher gelesener Menschen innerhalb der Grenzen Russlands, die aufbewahrt werden und darauf warten, entdeckt zu werden, aber innerhalb des Landes verschlossen bleiben und außerhalb des Landes nirgends zu finden sind.

stellen verschiedene, für die am GWZO kooperierenden Disziplinen typische Quellen vor – und den Umgang mit ihnen. Solche Fundstücke, Elementarteilchen der Forschung, können Scherben sein, ein Burgwall, ein Bild, eine Skulptur, ein Kleinod, eine Urkunde, Briefe, eine Filmszene oder ein Interview.

Social Media, Sonderbriefmarken und Straßennamen

MERVE NEZIROĞLU erinnert sich an den Frühling 2022

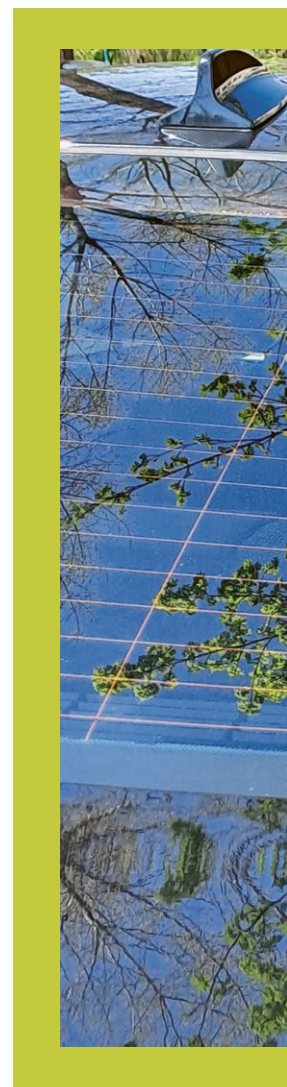
Als Russland am 24. Februar 2022 die gesamte Ukraine angriff, verurteilten viele Staaten diese Aggression und beschlossen teilweise auch Sanktionen gegenüber Russland. Widerstand und Solidarität fanden jedoch nicht nur auf staatspolitischer Ebene statt, sondern zeigten sich auch auf ganz ungewöhnliche Arten.

Wie so viele meiner Mitmenschen verbrachte ich in jenem Februar eine ungesunde Stundenzahl vor dem Bildschirm. Auch wenn die Ukrainer*innen diejenigen waren, die am wenigsten zu lachen hatten, nahm ich die schiere Menge an Witzen im Internet wahr, die verdeutlichten, dass Humor nicht nur eine Bewältigungsstrategie in Extremsituationen sein kann, sondern auch ein Akt von Widerstand und Solidarität. Drei Beispiele stechen dabei im Kontext des Angriffs auf die Ukraine hervor, die zwar nicht alle unbedingt humoristisch gemeint sein müssen, aber zweifellos aufmüpfig sind.

Das Internet und seine Sprücheklopfer. Unsere hochdigitalisierte Welt mit »Tweets« hier und »Memes« da bot uns im Frühjahr 2022 und darüber hinaus die Möglichkeit, unseren Sinn für Humor nicht zu verlieren. In den ersten Tagen des Angriffskrieges bewies das Internet, dass es auch ein Erinnerungsort sein kann, und zwar in Echtzeit. Fasziniert beobachtete ich auf Twitter (jetzt X), in welcher Rekordgeschwindigkeit wer was postete und teilte. Seit Jahren haben nicht nur Politiker*innen, sondern auch ganze Staaten ihre eigenen Accounts. Am Nachmittag des 24. Februar postete der offizielle Account des Staates »@Ukraine« diese Aufforderung: »Tag @Russia and tell them what you think about them«.

Im Laufe der nächsten Tage wurde die Zahl der frechen Sprüche und sarkastisch-humorvollen Memes nicht mehr zählbar, doch die Nutzer*innen teilten fleißig weiter. Auch der Präsident selbst wurde zu einem Meme. Selenskyjs Antwort »I need ammunition, not a ride« auf das Angebot der USA, ihn in Sicherheit zu bringen, wurde ikonisch und untermauerte das Bild eines Staatsoberhauptes, das seine Nation nicht im Stich lassen würde. Ein weiterer berühmter Satz verblieb aber nicht in der digitalen Welt, sondern materialisierte sich zu einem Klassiker in der Erinnerungskultur, nämlich zu einer Briefmarke.

Eine Insel, ein Spruch und eine Briefmarke. Während einer Konferenz fragte mich ein Kollege, ob ich gesehen hätte, dass ein Gast ein T-Shirt mit dem Bild einer Briefmarke zu Ehren der Schlangeninsel trug. Auf jener Briefmarke ist ein ukrainischer Soldat abgebildet, der auf einer Insel steht und seinen Mittelfinger in Richtung eines Kriegsschiffs am Horizont, der russischen *Moskwa*, hebt. Die Botschaft des Bildes ist offensichtlich, auch wenn der berühmte Spruch »Russkij voyennyj korabl', idi...!«, sinngemäß übersetzt »Russisches Kriegs-





Gefunden in Krakau, April 2023. Auf einer Heckscheibe klebt der Spruch des Soldaten. Das Wort »idi« ist so designt, dass es an das Wappen der Ukraine, den Trysub, erinnert.

zu spiegeln. Wenige Wochen später gab die ukrainische Post eine Sonderbriefmarke zur Insel heraus, die auch für Merchandise verwendet wurde, wie am Beispiel des T-Shirts zu sehen. Die Briefmarke selbst wurde zu einem begehrten Sammlerstück. Wer aber weder internetaffin, noch Philatelist*in ist, findet auch im nächsten Beispiel Spuren des Zusammenhalts.

Straßenumbenennungen als Zeichen von Solidarität. Straßennamen sind nicht nur ein Orientierungsmittel, sondern auch ein Teil der Erinnerungskultur. Dies wird deutlich, wenn man Straßennamen betrachtet, die sich auf Personen, Ereignisse oder Orte beziehen, aber auch wenn es um Umbenennungen geht.

Spontane Umbenennungen können als ein Akt des Widerstands gesehen werden und nach dem 24. Februar zählte ich als Straßennamen-Enthusiastin eigentlich nur noch die Tage, bis ich in den Nachrichten hören würde, dass irgendwo auf der Welt eine Straße zu Ehren der Ukraine (um-)benannt werden solle. Ich musste nicht lange warten: Anfang März 2022 verkündete der Bürgermeister von Vilnius, dass die Straße, die zur russischen Botschaft in der litauischen Hauptstadt führt, in »Ukrainische Helden« umbenannt werden soll. Und in der Tat lautet die Adresse der Botschaft nun »Ukrainos Didvyrių«. Die Tschechische Republik hatte ähnliche

schiff, f*** dich!« nicht darauf steht.

Die Schlangeninsel und das, was auf ihr geschah, wurde zu einem starken Symbol des Widerstands: Als sich am 24. Februar die *Moskwa* der Insel näherte, wurden die auf ihr stationierten Soldaten aufgefordert, sich zu ergeben. Doch die Soldaten weigerten sich und einer von ihnen sagte den berühmten Satz. Sie wurden gefangen genommen und die Insel – ein strategisch idealer Punkt vor dem Donaudelta – wurde wochenlang besetzt, bis sie schließlich wieder unter ukrainische Kontrolle kam.

Diese winzige Insel war schon vor dem russischen Angriff Gegenstand von Konflikten. Jahrelang stritten Rumänien und die Ukraine darum, wem die Insel gehört. Erst 2009 wurde der Fall mit Hilfe des Internationalen Gerichtshofes ein für alle Mal beigelegt. Doch nach 2022 ist die Insel nicht mehr nur ein ukrainisches Eiland, sondern hat sich zu einem Ort des Widerstands verwandelt. Der Satz des Soldaten, der scheinbar spontan aus tiefstem Herzen kam, wurde sofort zu einem rasch verbreiteten Slogan. Kein Wunder, scheint dieser Spruch doch die Gefühle vieler Menschen aufzufangen, gleichzeitig aber auch Selbstverteidigung auf militärischer Ebene

Pläne, ebenfalls für eine Straße in unmittelbarer Nähe der russischen Botschaft in Prag. Dort heißt die Straße mittlerweile »Ukrajinských hrdinů«, also auch Helden der Ukraine.

Es ist kein Zufall, dass die Umbenennungen ausgerechnet dort durchgeführt wurden, wo sich die Botschaft Russlands befindet. Der Bürgermeister von Vilnius lieferte als Begründung, dass nun jede*r Mitarbeiter*in der Botschaft die neue Anschrift auf der Visitenkarte tragen, sowie jede postalische Sendung an die neue Adresse geschickt werden müsse. Das Zeichen ist also unmissverständlich: Versucht nicht so zu tun, als ob nichts wäre!

Ein Trostpflaster? Straßennamen umzubenennen, Briefmarken herauszugeben oder auf humoristische Art die Männlichkeit eines Staatsoberhauptes zu feiern, kann in erster Linie als willkommene Ablenkung von dem Horror verstanden werden, den der Angriff auf einen souveränen Staat mit sich bringt. Wenn man so will, sind sie ein Trostpflaster und ein Zeichen dafür, dass die Welt nicht wegschaut – was bei bewaffneten Konflikten nicht immer so ist. Und wenn nachfolgende Generationen von Historiker*innen zu diesem Krieg forschen, werden sie, wie an diesen Beispielen deutlich wurde, unkonventionellere Quellen zur Verfügung haben.

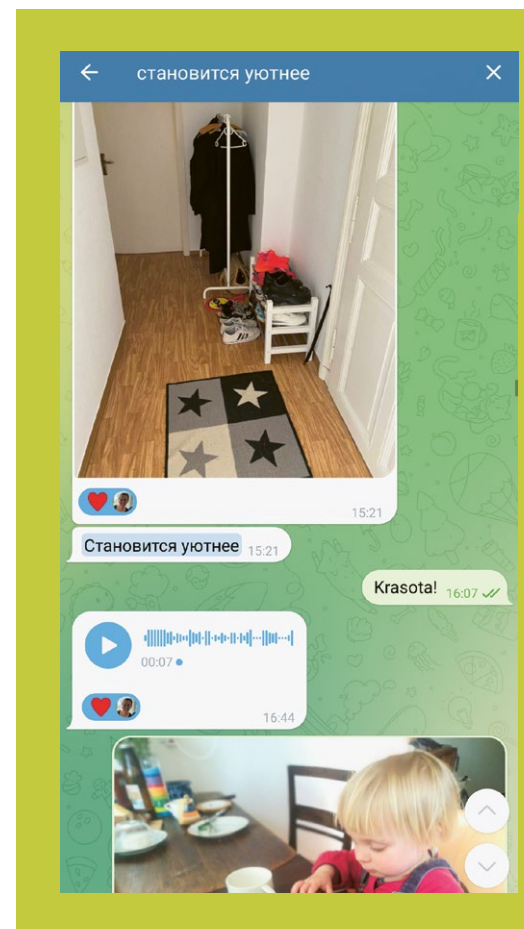
MERVE NEZIROĞLU war von 2021 bis 2023 wissenschaftliche Mitarbeiterin am GWZO und forschte im Drittmittelprojekt »Contested Waterway. Governance and Ecology on the Lower Danube, 1800–2018« zur Kultur- und Umweltgeschichte der Unteren Donau. Sie mag Inseln und »lustigere« Beispiele in der Erinnerungskultur.

Fußmatte, Wandkalender, Apfelbaum

Fundstücke aus einem Telegramchat oder Nachdenken über meinen Alltag nach dem 24. Februar 2022. Von DOROTHEE RIESE

Ich lege ein Tuch über die Bettlampe und stelle den Wäscheständer vor das Bett des Kindes, das noch Gesellschaft möchte. Ich falte Wäsche, lege die Kanten der Handtücher, Laken und Stofftaschentücher übereinander. Dabei sage ich »ja?« und »echt?« und »so war das also«, während die Dreijährige plappert, von den Kindern, Regeln und Abläufen im Kindergarten. Ab und zu verlasse ich kurz das Zimmer, um die Wäsche an ihren Platz zu bringen. Da das Kind immer noch hellwach ist, zähle ich mit ihr zusammen die Unterhosen, die ich zusammenlege, es sind 27.

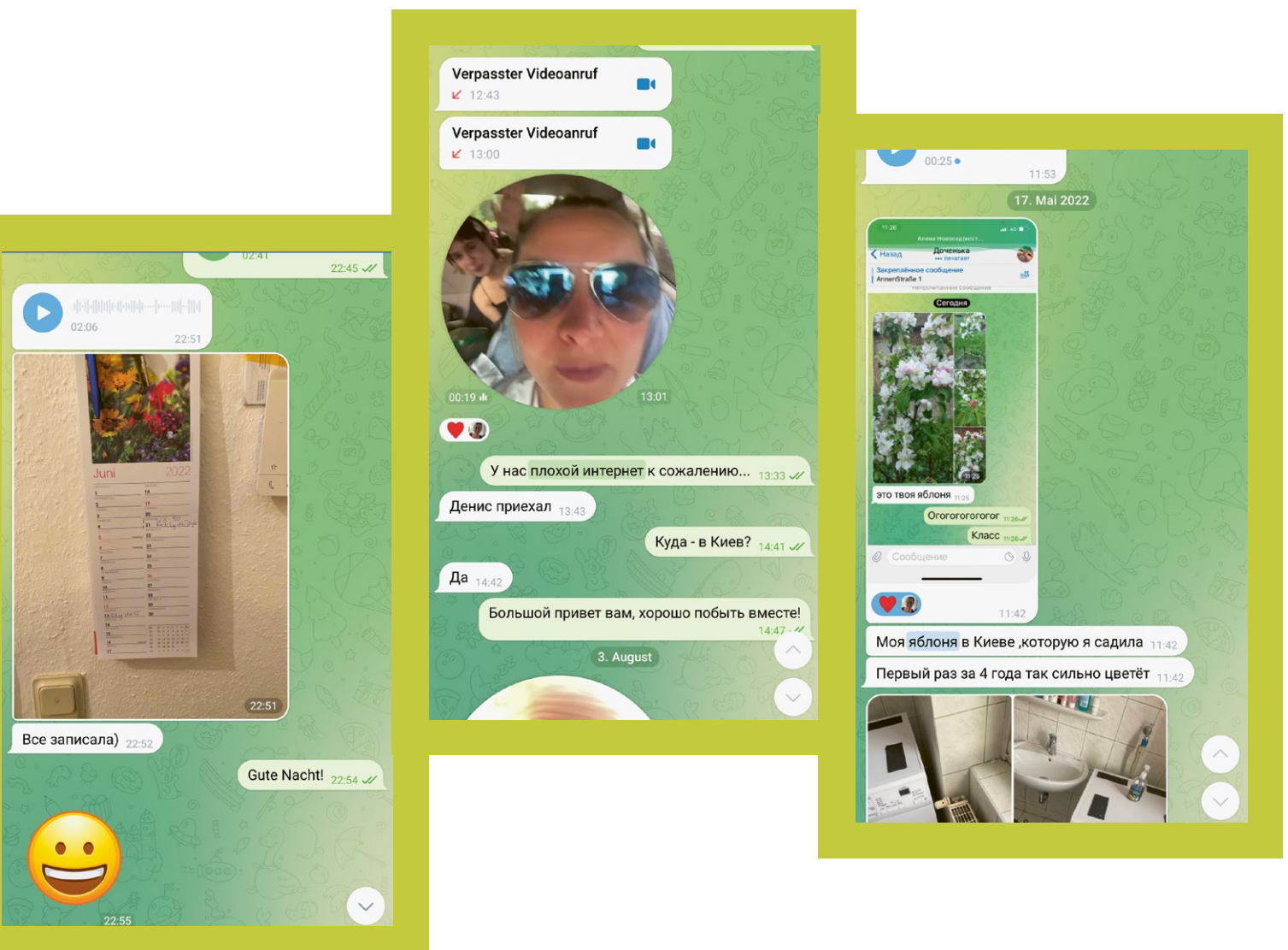
Es ist schon nach neun Uhr, und nach einer Phase abendlicher Erschöpfung steigt die Hoffnung auf ein paar freie Minuten am Abend auf. Freie Minuten, in denen ich beim Frühstücksdosenvorbereiten Radio höre, um zu begreifen, was in der Welt vor sich geht, während ich versuche, mit den Kindern Alltagsroutinen einzuüben. Freie Minuten, um durch einen Telegramchat zu scrollen, der



am 19. März 2022 begann. Ein Flur mit einem Fußabtreter, einer Garderobe und einem Schuhregal (6. Mai 2022), Fotos eines blühenden Apfelbaums in Kyjiw (17. Mai 2022), ein Wandkalender (2. Juni 2022), Mutter und Tochter in einem Auto mit militärischer Ausrüstung auf dem Rücksitz (31. Juli 2023).

Im Winter 2021/2022 zogen wir unfreiwillig in eine neue Wohnung. Beim Tragen der Kisten und Möbel halfen uns Freund*innen, darunter auch ein Pärchen aus Nowa Kachowka und Charkiw. Während wir die Möbel so in der neuen Wohnung aufstellten, dass es sich wieder ganz gemütlich leben ließ, traf ich mich zu einem Spaziergang mit den beiden. Sie erzählten von einer Solidemo für die Ukraine, die sie im Stadtzentrum organisierten, und vom Notfallkoffer der Mutter in Charkiw. Meine Unruhe wuchs mit jedem Tag in diesem Februar, an dem Russland großes militärisches Gerät an die ukrainische Grenze verlegte.

Es kam der 24. Februar. Der Alltag geriet ins Schlingern. Hilflos starrte ich auf die Ukraine, saß jeden Abend, wenn die Kinder im Bett waren, stundenlang am Computer und am Handy und verfolgte, was vor sich ging. Ich trat in einen neuen Verein ein, kontaktierte Freund*innen, schrieb mich in Ehrenamtsdatenbanken, stritt heftig mit meinen unbeirrbar pazifistischen Eltern, ging alleine und mit Mann und Kindern auf Demonstrationen, zu denen wir provokante Plakate mitbrachten. Die ersten Länder, die meine Kinder bewusst kennenlernten, waren die Ukraine – und Russland. Da ich aber als Mutter von zwei kleinen Kindern nur Bruchstücke der



Tage für Tätigkeiten abtrennen konnte, die nicht Familie, Haushalt und Lohnarbeit betrafen, fühlte sich all dieses Rotieren nach leerem Aktionismus an, nichtig, schrecklich banal und hilflos.

Es war wie eine Rettung, als meine Freundin aus Charkiw, die gerade am Leipziger Hauptbahnhof Geflüchtete aus der Ukraine empfangt, mich fragte, ob wir für ein paar Tage eine Mascha aus Kyjiw, mit ihrer sechzehnjährigen Tochter und einem ganz kleinen Hund aufnehmen könnten. Wegen des Umzugs und der kleinen Kinder hatten wir Schwierigkeiten, unsere Dreizimmerwohnung in Ordnung zu halten. Trotzdem sagte mein Partner ja, als ich ankündigte, dass es nun ernst werden würde. Mit einem der Kinder im klapprigen Kinderwagen machte ich mich also auf zum Bahnhof und holte Mutter, Tochter und Hund aus dem Hotel ab, in dem sie für eine Nacht untergekommen waren. Es begannen sechs Wochen des Zusammenlebens.

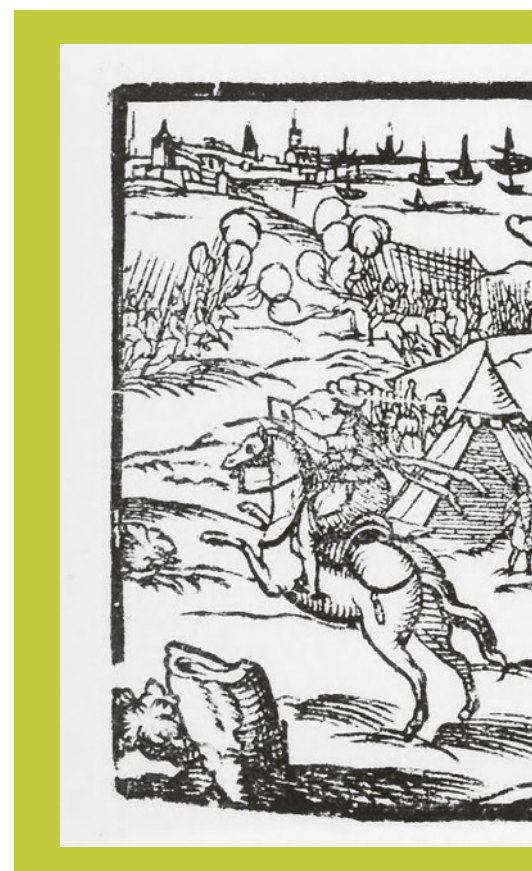
Mascha ist in Leipzig geblieben und hat bald eine Wohnung gefunden. Wir sind Freundinnen geworden. Die Screenshots, die ich ausgewählt habe, stammen aus der Zeit, in der sie die Wohnung einrichtete. Ich war beeindruckt von der Geschwindigkeit, mit der sie über Chatgruppen und mit Hilfe von Google Translate Möbel und andere Einrichtungsgegenstände organisierte. Der Krieg lief weiter und ich merkte, wie viel Kraft sie die Nachrichten von zu Hause, die Sorge für ihre heranwachsende Tochter in neuer Umgebung, der Kontakt zu ihrem Freund an der Front, das Zurechtfinden mit der Bürokratie des Jobcenters kosteten.

Unser Telegrammchat ist ein Zeugnis davon, wie sie immer wieder versuchte, den Kopf hoch zu bekommen und ihre »Integration« zu feiern – mit Humor und mit Stolz auf die eigene Stärke, in einer neuen Situation zurecht zu kommen. Die neue Fußmatte, das Schuhregal, die Garderobe – »Es wird gemütlicher« war der Kommentar zum Foto. Der Kalender – »Alles notiert«.

Und dann wieder die Ukraine. Bilder vom Apfelbaum in Kyjiw – »Mein Apfelbaum in Kyjiw, den ich selbst gepflanzt habe. Das erste Mal seit vier Jahren ist er in voller Blüte«, schreibt sie am 17. Mai 2022. Ich werde im Laufe der folgenden anderthalb Jahre immer wieder auch aus der Ukraine Chatnachrichten von ihr erhalten. Einmal steht Mascha auf einem LKW-Parkplatz: »Ich bin in der Ukraine. Die Sonne scheint«, ihre Sprachnachricht hört sich zärtlich, fast ein bisschen euphorisch an. Am 31. Juli 2023 ein Videogruß, sie ist wieder zu Besuch in der Ukraine, sitzt mit ihrem uniformierten Freund im Auto, vom Rücksitz winkt die Tochter, neben der militärisches Equipment liegt. Der Krieg ist so alltäglich in diesem kleinen Video, dass ich erschrecke über das Auseinanderklaffen unserer Erfahrungswelten.

Was in der Welt vor sich geht, während ich mit den Kindern Alltagsroutinen einübe. Anfang Oktober 2023, gerade war ich noch taumelig von den Nachrichten aus Berg-Karabach, gerade gab ich noch das Wort Hroza bei Google Maps ein, um die genaue Lage des Dorfes zu erfahren, in dem eine russische Rakete über 50 Menschen, die bei einer Beerdigung zusammengekommen waren, tötete, gerade schickte ich den Kolleginnen aus Charkiw Audionachrichten, um zu fragen, ob alles gut sei, da kam der 7. Oktober mit dem Überfall der Hamas auf Zivilist*innen in Israel.

Meine eigene körperliche Unversehrtheit, die zarten, warmen Körper der beiden Kinder. Wie können wir nur so intakt sein? Die Dinge in der Wohnung, die Bücher in den Regalen, die einzuhaltenden Termine. Wie können sie nur so fest an ihren Plätzen stehen? Das Richten des Frühstücks, die Hektik des Aufbruchs, wenn wir mit den Kindern in den Kindergarten aufbrechen, das Schreiben der Kündigung eines Sportkurses, das Zubettbringen der Kinder



mit Geschichte und der Frage »was war heute schön, was war nicht so schön«. Wie kann sich das alles wiederholen? Wie kann es uns belasten, wenn es doch so ein Privileg ist, abends einzuschlafen, nachts nur geweckt zu werden von Kindern, die das Bett wechseln, und morgens zu wissen, wohin der Tag geht und wie er enden wird.

DOROTHEE RIESE ist seit Mai 2022 Direktionsreferentin am GWZO. Sie studierte Internationale Literaturen und Slawistik in Tübingen, dann Kultur und Geschichte Mittel- und Ost-europas in Frankfurt an der Oder und Literarisches Schreiben in Leipzig. 2024 erscheint ihr Debütroman »Wir sind hier für die Stille« im Berlin-Verlag.



»Nachrichten aus der Walachei«

HALYNA YATSENIUK über Aufzeichnungen eines deutschen Offiziers und Besonderheiten des Kriegsalltags zu Zeiten der Schlacht bei Chotyn 1621 zwischen der Rzeczpospolita und dem Osmanischen Reich

Der Beginn des 17. Jahrhunderts war für viele europäische Staaten von zahlreichen Kriegen und schwierigen internationalen Beziehungen geprägt. Die Rzeczpospolita und jene Gebiete, die diese umfasste – unter anderem Teile der heutigen Ukraine –, war dabei keine Ausnahme. Besonders schwierig und angespannt war das erste Viertel des 17. Jahrhunderts, da sich in dieser Zeit die Beziehungen zwischen der Rzeczpospolita und dem Osmanischen Reich gravierend verschlechterten, was folglich in einen Krieg mündete.

Vom 18. bis zum 20. September 1620 fand die Schlacht von Cecora, unweit der Stadt Iași (Region Moldau, Rumänien), zwischen der Rzeczpospolita und der Türkei, statt. Für Polen endete die Schlacht mit einer Niederlage sowie großen Verlusten. Diese Niederlage der Rzeczpospolita war der Grund für weitere Schritte seitens des Osmanischen Reiches. Der türkische Sultan



Osman II. begann sich auf einen großangelegten Krieg mit der Rzeczpospolita vorzubereiten. Im Folgejahr 1621 rekrutierte der Sultan ein riesiges Heer, das – je nach Quelle – 120- bis 500-tausend Mann stark war, und zog Richtung Chotyn (heute ukrainisches Territorium).

Das Heer des Sultans und das der Rzeczpospolita trafen am 2. September 1621 in Chotyn aufeinander. Chotyn war die Grenze zwischen dem Orient und dem Okzident, also zwischen muslimischer und christlicher Welt. Die Armee der Rzeczpospolita bestand dabei aus ukrainischen Kosaken sowie Söldnern, die wiederum aus unterschiedlichen europäischen Ländern stammten, unter ihnen waren auch Soldaten aus dem Heiligen Römischen Reich.

Aus den Tagebüchern von Jakob Sobieski geht hervor, dass sich die Regierung der Rzeczpospolita bei ihren Kriegsvorbereitungen bewusst war, dass ihre Armee nicht ausreichend groß sein würde.¹ Deshalb war sie gezwungen, Armeeeinheiten aus unterschiedlichen europäischen Ländern zu rekrutieren. So waren die Fußsoldaten aus dem Heiligen Römischen Reich etwa 7.000 Mann stark. Diese bildeten die Infanterie der polnisch-litauischen Festung. Geführt wurden sie von Herald und Ernest Dönhoff und dem aus Chełm stammenden Woiwoden Jan Wanger. Während des Krieges stellten die Soldaten nicht nur einmal ihre Kampffähigkeiten unter Beweis. So gingen sie mehrmals in die Gegenoffensive gegen die

zahlenmäßig überlegene Armee der Osmanen und im ersten großen Kampf am 2. September 1621 setzten einige der Untereinheiten von der linken auf die rechte Uferseite des Dnister über, um dem belagerten Kosakenlager zur Hilfe zu eilen. Nichtsdestotrotz behandelte die Regierung der Rzeczpospolita die Söldner nicht entsprechend ihren Leistungen, vor allem nicht in jenen Angelegenheiten, die den Alltag der Soldaten betrafen, wobei diese nicht minder wichtig für deren Kampfleistung waren.

Die Geschichtsschreibung übersieht oft die Schwierigkeiten, die mit der materiellen Situation des Militärs während des Krieges verbunden sind, wodurch die Komplexität militärischer Operationen verloren geht. Für die Untersuchung dieses Aspekts des Krieges sind Quellen persönlicher Herkunft besonders wichtig, die vor allem das alltägliche und private Leben der Soldaten beschreiben, wie z. B. Tagebücher. Diese helfen dabei, die Epoche und den Zeitgeist zu verstehen, gewisse Fakten oder Ereignisse zu beleben und anhand einzelner Personen zu erzählen. Tagebücher haben einen individuellen Charakter und geben wieder, wie deren Autor*innen bestimmte Ereignisse wahrnahmen. Sie zeugen von emotionalen Zuständen und Sorgen. Außerdem beinhalten Tagebücher Informationen über das alltägliche Leben. Eine solche wichtige Quelle mit persönlichem Charakter für die Erforschung der Schlacht bei Chotyń sind die Aufzeichnungen »Nachrichten aus der Walachei« eines deutschsprachigen Offiziers, der selbst unmittelbar in den Krieg verwickelt war – wobei angemerkt werden muss, dass dieser unter der Walachei das Fürstentum Moldau verstand. Von diesen Aufzeichnungen ist ein einziges Exemplar erhalten geblieben. Dieses befindet sich in der Universitätsbibliothek Wrocław.² Außerdem existiert eine fragmentarische Übersetzung des Tagebuchs ins Russische (Übersetzer J. Mycyk).³ Leider ist der Name des Soldaten und Urhebers des Tagebuchs unbekannt.

Das Tagebuch beginnt mit der Anmerkung, dass der Autor Kriegsteilnehmer war und seine Aufzeichnungen der Wahrheit entsprechen. Jedoch muss angemerkt werden, dass Tagebüchern eine gewisse subjektive Wahrnehmung eigen ist. Nicht zuletzt unterliegen diese den Einflüssen bestimmter Ereignisse und Emotionen, die wiederum Auswirkungen auf das Leben und Handeln einer konkreten Person haben.

Der Autor richtete das Hauptaugenmerk auf die materiellen und alltäglichen Schwierigkeiten der Soldaten während des Krieges. Dem Tagebuch zufolge gab es ab dem 22. September 1621 innerhalb der Armee der Rzeczpospolita einen Massenhunger, als die Türken die Versorgungswege für den Proviant blockierten: »Es gab keinerlei Möglichkeit, Proviant durchzubringen. Die von Hunger und Durst erschöpften Soldaten waren dazu gezwungen, Kalkwasser zu trinken, wodurch viele von ihnen an blutiger Ruhr erkrankten«. Der Autor beschrieb ausführlich das schreckliche Aussehen der Soldaten, die verhungern mussten. Es heißt, dass die Soldaten »[...] zwischen acht und vierzehn Tagen weder Brot noch Bier zu sehen bekamen«, weshalb sie gezwungen waren »[...] Pferdeleber zu braten und zu verspeisen, anstatt Brot und gekochtes Pferdefleisch zu essen«. Gleichzeitig betonte der Autor, dass gekochtes Pferdefleisch nicht schlechter als Rindfleisch und das Einzige sei, das normal gegessen werden könne.

In Bezug auf die Ereignisse der folgenden Tage kam der Offizier noch einmal auf das Problem des Mangels an Brot und Trinkwasser zurück. Er betonte den schrecklichen Zustand des Militärs, der durch den Hunger verursacht wurde, zog Parallelen und stellte fest, dass die Soldaten während der Schlacht von Smolensk (1609–1611) auch Hunger erlitten und Katzen und Hunde essen mussten, jedoch zumindest Zugang zu Trinkwasser hatten.

Besonders emotional schilderte der Autor zwei Beispiele für den Hungertod der Soldaten aus dem Heiligen Römischen Reich: »Der Musketier, vom Hunger furchtbar erschöpft, bat Gott vor seinem Tod um ein Stück Brot. Als ihm ein vorbeikommender Leutnant ein Stück Zwieback anbot, konnte er es vor großer Erschöpfung nicht einmal essen. Er hat einfach ein Stück

abgebissen, während er das andere in der Hand hielt, und ist gestorben«. Ein weiteres Beispiel des Autors bestätigt den Tod durch Kalkwasser: »Einmal ging ich durch das Lager und ein Soldat bat mich um Wasser. Ich habe ihm Kalkwasser gegeben, aber ich war keine zwanzig Schritte von ihm entfernt, da starb er.«

Der Autor beschreibt die schrecklichen Bilder des Hungers und weist darauf hin, dass einige Soldaten, die die Hungerqualen nicht ertragen konnten, ihr Leben durch Selbstmord beendeten: »Zwei Soldaten gingen aufgrund schwerer Erschöpfung in die Mitte der Brücke und riefen zweimal ›Jesus‹ und sprangen hinunter«.

Die schwierigen Lebensbedingungen des Militärs beschreibend stellte er fest, dass die Situation der Offiziere sich nicht von der der Soldaten unterschied. Sie hatten lediglich Graupen und etwas Zwieback. Daher gab es auch unter den Offizieren eine hohe Sterblichkeitsrate.

Um sich selbst vor der Hungersnot zu retten, versuchten einige Soldaten, in das türkische Lager zu gehen, in der Hoffnung, dass sie, wenn sie bestimmte militärische Geheimnisse preisgaben, Lebensmittel von den Türken oder Geld erhalten würden, um Brot von örtlichen Händlern zu kaufen, das im Preis immens gestiegen war: »Früher konnte man im Lager Brot für drei bis vier Groschen kaufen, jetzt kostet es zwei bis drei Reichstaler oder drei Golddukaten«. Der hohe Brotpreis war auf Versorgungsschwierigkeiten zurückzuführen.

Einige Soldaten versuchten, sich in das Lager des Feindes zu schleichen, um Lebensmittel zu stehlen, um zumindest etwas zu essen zu bekommen, aber viele von ihnen wurden gefangen genommen. Laut dem Tagebucheintrag sind es 500 Personen, die laut Befehl des türkischen Sultans alle auf einen hohen Felsen gebracht, entkleidet und enthauptet werden sollten.

Die Kriegshandlungen erschöpften beide Armeen, und so begannen am 2. Oktober Verhandlungen zwischen der Regierung der Rzeczpospolita und den Untergebenen des Sultan Osman II. Als Ergebnis dieser Verhandlungen wurde am 9. Oktober 1621 der Frieden von Chotyń unterzeichnet. Nach der Friedensunterzeichnung hoffte das Militär auf einen schnellen Rückzug von Chotyń nach Podolien, um endlich Zugang zu Proviant zu bekommen. Den Aufzeichnungen im Tagebuch zufolge begann der Abzug der Armee der polnisch-litauischen Personalunion und ihrer Verbündeten am 17. Oktober 1621. Der Offizier schilderte den Marsch der Armee und lenkt unsere Aufmerksamkeit auf die verächtliche Haltung der polnischen Militärführung gegenüber den Söldnern: »Die meisten Kommandeure hatten keine Pferde (diese verhungerten ebenfalls) und mussten zu Fuß gehen, während schöne Wagen und polnische Kutschen vorbeifuhren. Nun ritten die ›verehrten Herren‹ stattlich zu Pferd, während die Deutschen zu Fuß gingen«.

Leider erfüllten sich die Hoffnungen der deutschen Soldaten auf die ersehnte Linderung in Podolien nicht. In Kamjanez-Podilskyj begegnete man ihnen sehr feindselig: »Kranke Offiziere wurden auf die Straße geworfen, wie zum Beispiel Fenrik Wilhelm von Loben, und Soldaten wurden auf Misthaufen gelassen, wo Schweine sie fressen konnten.« Die hohe Sterblichkeit der Deutschen in Kamjanez und die unfreundliche Behandlung der lokalen Bevölkerung ihnen gegenüber werden auch in der Kamjanez-Chronik bestätigt: »Innerhalb von 20 Tagen starben in der Stadt etwa 1.700 Polen und Deutsche. Sie wurden gesammelt und hinter der Stadtmauer begraben.« Jene Soldaten, die überlebten und Lemberg erreichten, erhielten eine Geldzahlung für ihren Dienst. Der Autor weist jedoch darauf hin, dass die Zahlung ziemlich mager ausfiel und nicht all den Prüfungen entsprach, denen sie unterzogen worden waren. Außerdem erfolgte die Zahlung in Złoty, die in Masowien, Preußen oder Pommern nicht akzeptiert wurden.

Aus dem Tagebuch des Offiziers können wir also folgende Schlussfolgerung ziehen: Der Sieg der Rzeczpospolita im Krieg mit dem Osmanischen Reich in der Schlacht bei Chotyn hatte einen hohen Preis, da ein großer Teil der Soldaten starb. Die meisten von ihnen starben nicht auf dem Schlachtfeld, sondern aufgrund von Hunger und den damit verbundenen Selbstmorden. Klar ist, dass die »Nachrichten aus der Walachei« die Ereignisse aus subjektiver Perspektive schildern. Nichtsdestotrotz erlauben sie, Rückschlüsse auf die Lebensbedingungen der Soldaten sowie auf deren Interaktion, ihre inneren Widersprüche und zu bewältigenden Prüfungen zu ziehen und erinnern an die Teilnahme von deutschsprachigen Infanteristen und Reitern an der Schlacht bei Chotyn.

1 SOBIESKI, Jakub: Diariusz wojny tureckiej pod Chocimem r. 1621. Pamiętniki o wyprawie chocimskiej r. 1621. Zabr. Z. Pauli. Krakau 1853, 146.

2 Nachrichten aus der Walachei.

Notizen eines deutschen Offiziers über den Chotyn-Krieg von 1621. Universitätsbibliothek Breslau. Abteilung für Alte Drucke, Nr. 526284.

3 Vesti iz Valachii. Zeitung aus

Walachei. Zapiski nemeckogo oficera o Chotinskoj vojne 1621 g. kak istoričeskij istočnik (Perevod Ju. A. Mycyka). In: Rusin. Meždunarodnyj istoričeskij žurnal 24/2 (2011), 139–151.

HALYNA YATSENIUK ist Historikerin und forscht zur Geschichte der Ukraine im 17. und 18. Jahrhundert. Sie ist Außerordentliche Professorin am Institut für Geschichte der Ukraine an der Juri-Fedkowitsch-Nationaluniversität Tscherniwzi. Sie war von Juli 2022 bis Juli 2023 Stipendiatin der VolkswagenStiftung. Nach einer ersten Förderung von April bis Juni 2022 forscht sie seit August 2023 wieder im Rahmen des GWZO-Sonderstipendienprogramms für geflüchtete Wissenschaftler*innen.

Alltag zwischen Weltkrieg und Reißbrett

KAJA SCHELKER führt uns ins polnische Zakopane und stellt uns eine einflussreiche Architektin vor

Mit dem Diplom der renommiertesten Hochschule des Landes im Gepäck rettete sich die frisch gebackene Architektin Anna Tołwińska im Spätsommer 1939 nach einer Odyssee durch das von Deutschland überfallene Polen nach Hause. Zuhause, das war ein nach Tannen duftendes Holzhaus, in dem sich der Klang ächzender Balken mit dem Rauschen des angrenzenden Bergbachs vermischte. Das heute unter Denkmalschutz stehende Bauwerk hatte Anna während des Studiums im Auftrag ihrer Eltern renoviert und damit eine praktische Auseinandersetzung mit der Baukultur Zakopanes begonnen, die sie später selbst maßgeblich prägte. Die Rückkehr nach Hause hätte keinen Eskapismus in provinzielle Rückständigkeit bedeuten müssen, denn die Mutter Annas, Dr. Maria Krachelska-Tołwińska, eine siebensprachige Naturwissenschaftlerin, und der Vater, Professor Dr. Konstanty Tołwinski, weitgereister Geologe, waren weltoffene Kosmopoliten.

Annas Heimatort Zakopane befand sich wiederum inmitten eines zähen Modernisierungsprozesses weg vom abgelegenen Kurort hin zur internationalen Sportstätte. Dass der Sieger der 1939 in Zakopane ausgetragenen Skiweltmeisterschaften mit der hochmodernen Luftseilbahn die Piste erreichte, während im Tal, eineinhalb Meter unter der Oberfläche, eifrig an der Fertigstellung der Kanalisation gearbeitet wurde, zeugt davon, dass die Modernisierung bei Annas Eintreffen noch in Gange war. Die polnische Regierung der Zwischenkriegszeit verfolgte das ambitionierte Vorhaben, Zakopane mit dessen Tourismus als Wirtschaftsmotor nationalen Ranges zu etablieren. Dies versprach langfristige Bauinvestitionen – keine schlechten Startbedingungen also für eine Architektin.

Mit dem Einmarsch deutscher Truppen in Zakopane lösten sich diese Möglichkeiten jedoch in Luft auf. Die »Winterhauptstadt Polens« wurde kurzerhand zum »Kurort des Großdeutschen Reiches« umstrukturiert. Tausende polnische Kurpatient*innen wurden durch deutsche Wehrmachtssoldaten oder Reichsbürger*innen ersetzt – bald war jede*r vierte Bewohner*in Zakopanes ein*e Reichsbürger*in, die jüdische Bevölkerung wurde ermordet oder deportiert, ranghohe deutsche Funktionäre und deren Verbündete verweilten in der Stadt, die nunmehr eine deutsche Hochsicherheitszone bildete. Ausgerechnet Zakopane, der Ort in dem Maler*innen, Schriftsteller*innen, Musiker*innen und Architekt*innen über Generationen hinweg polnisches Kulturerbe schufen, wurde zum Versuchslabor deutscher Propaganda. Das Institut für deutsche Ostarbeit dichtete der in der Region lebenden einheimischen Bevölkerung – im Polnischen »górale«, also Bergvolk oder Bergmensch – eine germanische Herkunft als »Goralenvolk« an. Die Besatzer versuchten eine Germanisierung Podhales, also auch Zakopanes, durch eine Mischung aus Terrorwellen gegen Zivilist*innen und zum Teil erfolgreichen Kollaborationsangeboten zu erzwingen. Sie installierten im zu Kriegsbeginn 19.000 Einwohner zählenden Städtchen einen beachtlichen Terrorapparat, um jeden Widerstand der polnischen Bevölkerung im Keim zu ersticken. Das Zentrum bildete eine Zweigstelle der Gestapo mit rund vierzig Mitarbeitern, in deren Keller ein Gefängnis betrieben wurde, das schnell weit über die Grenzen Zakopanes hinaus als »Folterkammer Podhales« traurige Bekanntheit erlangte.

Was das Baugeschehen anging, setzten die Besatzer eine Kette von Absurditäten in Gang. Nach der Verhängung eines Baustopps gründeten sie ein Stadtbauamt und titulierte die traditionelle Architektur Zakopanes im Rahmen der »Goralenvolktheorie« als germanisch – angesichts der Rolle, die der Zakopane-Stil zur Jahrhundertwende als architektonischer Nationalstil Polens gespielt hatte, eine Groteske. Zum Leiter des Stadtbauamtes wurde erstaunlicherweise der Pole Stefan Żychoń, Absolvent der Universität Warschau, ernannt. Dieser stellte ein rein polnisches Team zusammen, bestehend aus in Warschau ausgebildeten Architekten, die sich vorübergehend nach Zakopane gerettet hatten, sowie einheimischen Bauschaffenden. Unter ihnen als wichtiges Bindeglied und einzige Frau – Anna Tołwińska. Die Warschauer Herren widmeten sich vor allem der städtebaulichen Modernisierung Zakopanes, die der Stadtkommissar ungeachtet des Kriegsgeschehens befürwortete. Für die Warschauer wurde Zakopane so zu einer Oase, in der sie arbeiten und somit ein Stück Alltag erleben konnten.

Die Situation der Zakopaner Architekten gestaltet sich hingegen komplexer als die der Zugereisten. Der von Anna hoch geschätzte Kollege Jędrzej Czarniak betrieb in seinem Wohnhaus einen Umschlagplatz für den polnischen Untergrund als Teil der Route Warschau – Zakopane – Budapest, auf der polnische Kuriere Waffen, Geld und Menschen über die Grenze schmuggelten. Henryk Jost, Zuständiger für das Fotolabor des Stadtbauamtes, verband diese Tätigkeit gekonnt mit der Arbeit für den polnischen Widerstand. Józef Nowobilski beschrieb



das Gefühl des latenten Terrors. Seine Angst nahm überhand, als eines Nachts aggressive Soldaten seine Wohnung durchsuchten. Er flüchtete aufs Land, wo er im Auftrag seines früheren Chefs, dem bekannten Zakopaner Architekten Stefan Meyer, auch nach dessen Deportation ins KZ Auschwitz an der Fertigstellung einer Fischzuchtanlage arbeitete. Anna wiederum flüchtete sich ans Reißbrett, um Umbauprojekte zu planen. Außerdem nahm sie an den hitzigen Debatten teil, in denen sie mit ihren Kollegen um die Weiterentwicklung des einheimischen Bauens rang. Wann immer die Arbeit es erlaubte, ließ sie den Blick über die geliebten und für Polen verbotenen Berge schweifen,

plante fiktive Berghütten, um die Hoffnung auf Freiheit aufrecht zu erhalten. Nach dem Krieg wird sie drei Berghütten im Tatra-Nationalpark realisieren, deren Qualität ihr den Ruf als wichtigste Erneuerin des Zakopane-Stils einbringen wird, danach wird sie zu einer Vorreiterin der Moderne in Podhale.

Dass ihr Leben auch während des Krieges nicht all seine Leichtigkeit verloren hatte, davon zeugt das Fundstück. Es entstammt einem Album, das die Angestellten des Stadtbauamtes für ihren Chef als Aprilscherz oder Geburtstagsgeschenk anfertigten.



ten. Über einer Collage mit zwei Engelchen spielt der Spruch »Unten Rosen, oben Veilchen – wir lieben uns wie zwei Engelchen!« auf die einstmals beliebten, heute aus der Mode geratenen Poesiealben von Kindern an. Rechts sehen wir Anna und links Michał, einen der aus Zakopane stammenden Ingenieure des Stadtbauamtes. In ihm, dem Olympioniken, fand sie einen ebenbürtigen Partner für ihre Leidenschaften Architektur, Bergsteigen und Skitourengehen. Die beiden heirateten im Jahr 1940.

Drei Jahre später, während die deutschen Truppen herbe Niederlagen an der Ostfront erlebten, wurde das Stadtbauamt nahezu aufgelöst. 1943 war auch das Jahr, in dem Stefan Meyer im Konzentrationslager Auschwitz starb und das Geburtsjahr von Ewa Górska, dem einzigen Kind von Anna Górska, geboren Tołwińska.

KAJA SCHELKER ist Architektin, Doktorandin an der Ludwig-Maximilians-Universität und forscht am GWZO zur Baukultur der Stadt Zakopane in vergleichender Perspektive.

Wissenschaft & Öffentlichkeit

zeigt Ausstellungen mit Beteiligung des GWZO an, versammelt Reaktionen der Öffentlichkeit und zitiert aus Presseartikeln, in denen Veranstaltungen des GWZO besprochen werden oder sich unsere Wissenschaftler*innen zu Wort melden.

Das GWZO auf Sendung

Gemeinsam mit unserem Medienpartner defektor.fm veröffentlichen wir seit 2018 im Rahmen der Sendereihe »**Forschungsquartett**« vier Mal im Jahr Podcasts zu interessanten Forschungsthemen aus unserem Haus. Die Sendereihe, zu der neben dem GWZO auch andere außeruniversitäre Forschungseinrichtungen wie die Fraunhofer-Gesellschaft, Max-Planck-Gesellschaft, das Helmholtz-Zentrum München und Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung UFZ beitragen, kann beim Sender gehört, auf den üblichen Podcast-Plattformen abonniert oder jederzeit in unserer Mediathek auf der GWZO-Website nachgehört werden.

Im Jahr 2023 wurden verschiedene Themen behandelt. So geht z. B. Stephan Stach der Frage nach, **Warum wissen wir so wenig über die Ukraine?**

Die Ukraine ist seit dem Beginn des Krieges im vergangenen Jahr medial so präsent wie selten zuvor, aber fundiertes Wissen über Land, Geschichte und Kultur ist in der deutschen Gesellschaft noch immer rar. Wir berichten im Podcast über ein digitales Bildungsangebot für Schüler*innen und Erwachsene zur Geschichte der Ukraine, das am GWZO koordiniert und in Zusammenarbeit mit sieben Leibniz-Instituten realisiert wurde.

Was bleibt von der Treuhand? Diesem wirtschaftspolitischen Thema widmet sich Max Trecker. In dem Beitrag spricht er über kritische Stimmen, die es bereits bei Gründung der Treuhand gegeben hat. Er erzählt von der Hoffnung auf ein zweites Wirtschaftswunder unter den Bewohner*innen der ehemaligen DDR und von der Enttäuschung, dass es nicht eingetreten ist, was zum Verlust von 2,5 Millionen Arbeitsplätzen im Osten geführt hat.

Über die Verschränkung von **Rechtsextremen und Geschichte**, die in der rechten Faszination für



Abb. Die Podcastfolge »Rechte Faszination« auf defektor.fm

Wikinger und Co. mündet, berichtet Karin Reichenbach im Gespräch mit defektor.fm. Im polnischen Wolin findet jedes Jahr ein

Wikinger-Festival statt, das zu den größten Ereignissen in der Region zählt. Warum sich aber auch Rechtsextreme unter Publikum mischen, welche Rolle die Geschichte für Rechtsextreme spielt und wie Gesellschaften auf dieses Phänomen reagieren könnten, erklärt sie in ihrem Podcast.

Das Podcast-Jahr schließt mit einer Frage aus der Ukraine. Svetlana Telukha berichtet, dass der russische Angriffskrieg das Holocaust-Gedenken in der Ukraine stark beeinträchtigt. **Wie wirkt sich die Zerstörung auf die Erinnerungskultur aus?** Wie archiviert man die Erinnerung an einen Vernichtungskrieg in einem Land, das wieder angegriffen wird? Wie gedenkt man, während Holocaust-Denkmäler in der Ukraine Bomben zum Opfer fallen? Über diese schwierigen Themen spricht sie mit einer defektor.fm-Redakteurin.

> **Das GWZO auf defektor.fm**
<https://defektor.fm/serien/gwzo>



Videoreihe »Ostblick«

Seit 2021 geben wir in unserer hauseigenen Video-Reihe »Ostblick« in regelmäßigen Abständen Einsicht in die Arbeit am GWZO. Die Videos werden im Haus in Eigenregie produziert und u. a. auf unserem YouTube-Kanal veröffentlicht. In den maximal 20-minütigen Videos werden Mitarbeiter*innen des Hauses vorgestellt und zu einem spezifischen Thema interviewt. 2023 wurden zwei neue Ausgaben veröffentlicht. Im Frühjahr gaben wir im Interview mit unseren ehemaligen Gleichstellungsbeauftragten Beáta Hock und Undine Ott einen Einblick in die Gleichstellungsarbeit am GWZO, ein wichtiger Bestandteil des Selbstverständnisses unseres Instituts. Im November widmete sich unsere Ostblick-Reihe ganz der Archäologie. Im Gespräch mit der Doktorandin Kristin Opitz erfuhren wir mehr zu ihrem laufenden Dissertationsvorhaben zur Bevölkerung des 4.–6. Jahrhunderts an oberer und mittlerer Donau.



> **Ostblick 3 – Chancengleichheit am GWZO**

<https://youtu.be/T2jgO9trckI?si=TWo-6GJ9K41-15wd>



> **Ostblick 4 – Was machen eigentlich Archäolog*innen?**

<https://youtu.be/aVvfXyGuWNI?si=DFt1tKG6iIWW5y4L>



Bildungsangebote zum Krieg gegen die Ukraine

ANNE-MARIE OTTO, STEPHAN STACH UND
ILONA FELDMANN

Der Krieg Russlands gegen die Ukraine hat den großen gesellschaftlichen Bedarf an gesichertem Wissen zur Ukraine und der Region zwischen den EU-Ostgrenzen und Russland deutlich aufgezeigt. Mit dem Projekt »Nachhaltige und breitenwirksame Bildungsangebote des Leibniz-Netzwerks ›Östliches Europa‹ zum Krieg gegen die Ukraine« leistet das GWZO einen Beitrag dazu, die bestehende Wissenslücke zu schließen. In dem aus Mitteln des Strategiefonds der Leibniz-Gemeinschaft geförderten Projekt wurden wissenschaftlich gesicherte Informationen aufbereitet und einfach zugänglich gemacht. Von Mitte August 2022 bis Februar 2023 gelang es innerhalb dieses Kooperationsprojekts von insgesamt acht Leibniz-Instituten (siehe unten), zwei interaktive

E-Learning-Kurse zu erstellen. Das multimediale und interaktive E-Learning-Programm »Die Ukraine: Geschichte und Gegenwart eines europäischen Staates« stellt die Ukraine als souveränen, europäischen Staat vor und liefert wichtige Hintergrundinformationen zum russischen Angriffskrieg. Einer der Kurse richtet sich an Schüler*innen ab Klasse 7, ein zweiter Kurs an Erwachsene. Letzterer behandelt weitgehend die gleichen Themen, stellt sie aber etwas vertiefter dar. Die Kurse sind als Selbstlerneinheiten konzipiert und können begleitend im Schulunterricht eingesetzt oder individuell genutzt werden. In der Erwachsenen- und politischen Bildung können sie als Grundlage und Ausgangspunkt für eine vertiefte Beschäftigung mit der Ukraine eingesetzt werden oder als Vorbereitungsmaterial auf Diskussionsrunden, Webinare oder ähnliche Veranstaltungen.

Die E-Learning-Kurse sind multimedial gestaltet.

Relevante Informationen werden von anschaulichen Bildern, spannendem Kartenmaterial und Grafiken begleitet. An geeigneten Stellen werden popkulturelle Elemente oder Materialien aus den sozialen Medien erklärend eingebettet, um die lebensweltliche Distanz zu verringern. Verschiedene Videoformate sorgen für Dynamik und verhindern zu starke Textlastigkeit: In Frage-Antwort-Videos erklären Expert*innen aus dem Leibniz-Netzwerk komplexe Sachverhalte kurz und verständlich. Auszüge aus Oral-History-Interviews mit Betroffenen vermitteln individuelle Perspektiven auf den Krieg. Ein grafisch unterlegtes, narratives Video fasst gut tausend Jahre ukrainischer Geschichte bündig zusammen. Abgerundet wird das Angebot durch interaktive Quizformate, die Gelerntes abfragen und wiederholen sowie durch Interaktion zur Auflockerung der Kurse beitragen.

Die Kurse sind bereits seit Mitte April 2023 für die Öffentlichkeit zugänglich und wurden mehrfach vorgestellt und präsentiert. Bereits im Februar 2023 durften einige Medienvertreter*innen die Kurse testen.

So veröffentlichte das Onlineportal Heise Online am 27. Februar 2023 eine kurze erste Vorstellung. Auch das Bundesministerium für Bildung und Forschung so-

wie das Portal Checkpoint E-Learning veröffentlichte vorab einen Artikel zu den Kursen. Anfang März erschien ein Beitrag des Forschungspodcasts »Forschungsquartett« bei defektor.fm mit Stephan Stach.

Eine offizielle Präsentation der Kurse erfolgte am 26. Mai 2023 von Copernico, GWZO und beteiligten Instituten mit Beiträgen von Maren Röger, Stephan Stach und Dr. habil. Anna Veronika Wendland. Moderiert wurde das Gespräch von Dr. Antje Johanning-Radziené und PD Dr. Heidi Hein-Kircher. Die als Livestream aufgezeichnete Diskussion findet sich zudem als Videomitschnitt auf dem Youtube-Kanal von Copernico. Auch auf der langen Nacht der Wissenschaften am 23. Juni wurde eine Veranstaltung des GWZO organisiert, die sich mit dem Kurs befasste. Dabei wurden von Stephan Stach und Max Trecker Einblicke in die Entstehung des Kurses gegeben und das Plenum hatte die Möglichkeit Fragen dazu zu stellen. Ebenfalls teilgenommen hat Daria Rezyk als gebürtige Ukrainerin und Wissenschaftlerin zu ukrainischer Geschichte. Die Zuschauerschaft war eingeladen, sie zum Leben in der Ukraine und zu ukrainischer Geschichte zu befragen.

Insgesamt wurden seit Beginn der beiden Kurse bis zum 25. Oktober 2023 27.986 eindeutige Be-

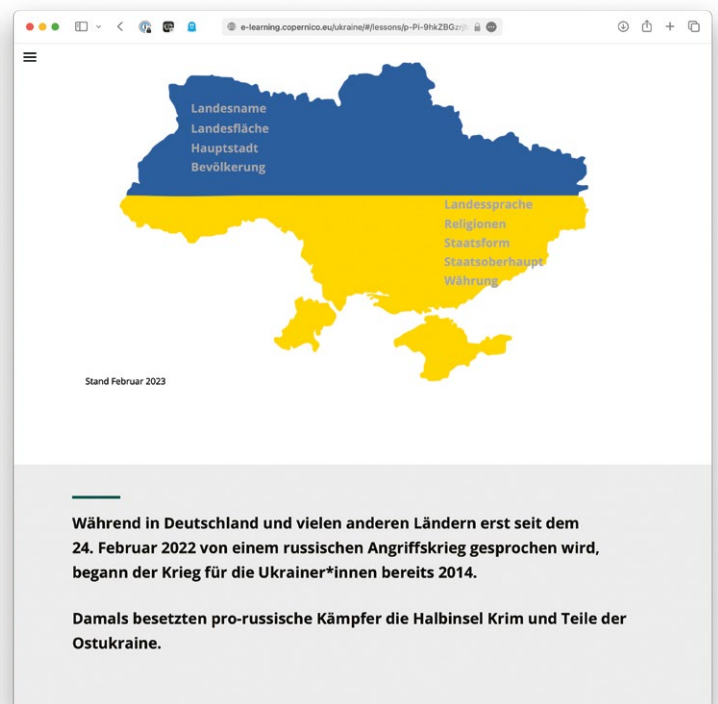


Abb. 1, 2 Screenshots aus den E-Learning-Kursen

27. Februar 2023 eine kurze erste Vorstellung. Auch das Bundesministerium für Bildung und Forschung so-

sucher*innen gemessen. Durchschnittlich besuchten den Kurs etwa 3.000 Menschen pro Monat, mit einer Messung von 2.795 Besucher*innen im März. In den folgenden Monaten konnten bei beiden Kursen konstant über 3.000 Besucher*innen festgestellt werden, mit einem Maximum an 3.698 Besucher*innen im Mai, als auch die offizielle Präsentation gelivestreamt und veröffentlicht wurde. Die aktuelle Messung zählte zum Zeitpunkt der Entstehung dieses Textes am 25. Oktober 2023 3.117 Besucher*innen für den Monat.

Die technische Umsetzung übernahm das Center for Autonomy Experience der Eurac Research in Bozen, das das Projekt auch darüber hinaus beratend begleitete. Zudem unterstützen das Geografische Institut der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften und das Geografische Institut der Ungarischen Akademie der Wissenschaften das Projekt durch die großzügige Erteilung von Nutzungsrechten bei der Erstellung von Abbildungen und Karten. Die Charkiver Historiker*innen-Gruppe »Young Kharkiv« erlaubte uns freundlicherweise die Nutzung von Ausschnitten aus Oral-History-Interviews mit Bewohner*innen der Stadt wenige Wochen nach Beginn des Krieges. Die Koordination des von Max Trecker und Maren Röger entwickelten Projekts sowie die federführende Erstellung der Inhalte lag bei Stephan Stach, der dabei von Anne-Marie Otto und Daniel Sagradov unterstützt wurde.

ANNE-MARIE OTTO studiert im Master Interdisziplinäre Polenstudien und Deutsch als Fremdsprache in Halle und arbeitet 2022/23 als wissenschaftliche Hilfskraft am GWZO. **STEPHAN STACH** ist Historiker und leitet das Projekt *Revolutionale* der Stiftung Friedliche Revolution. 2022/23 koordinierte die Erstellung der E-Learning-Kurse am GWZO und entwickelte deren Inhalte mit den zahlreichen Partnern. **ILONA FELDMANN** ist Studentin der Kommunikations- und Medienwissenschaft an der Universität Leipzig. Sie arbeitet als studentische Hilfskraft in der Öffentlichkeitsarbeit am GWZO.

Wo finden Sie die Kurse? Wer war beteiligt?

Die Kurse sind auf der Plattform [copernico.eu](https://e-learning.copernico.eu) dauerhaft kostenfrei zugänglich.

> Kurse für Schüler*innen

https://e-learning.copernico.eu/ukraine-fuer-schueler_innen/



> Kurse für Erwachsene

<https://e-learning.copernico.eu/ukraine/>



Partner des GWZO aus dem Leibniz-Netzwerk in diesem Projekt waren:

- das Herder-Institut für historische Ostmitteleuropaforschung (HI) in Marburg,
- das Leibniz-Institut für Ost- und Südosteuropaforschung (IOS) in Regensburg,
- das Leibniz-Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam (ZZF),
- das Leibniz-Institut für Länderkunde (IfL) in Leipzig,
- das Deutsche Institut für Erwachsenenbildung (DIE) in Bonn,
- das Leibniz-Institut für Bildungsmedien/Georg-Eckert-Institut (GEI) in Braunschweig,
- das Leibniz-Institut für Wissensmedien (IWM) in Tübingen.

Ausstellungskalender 2023/24

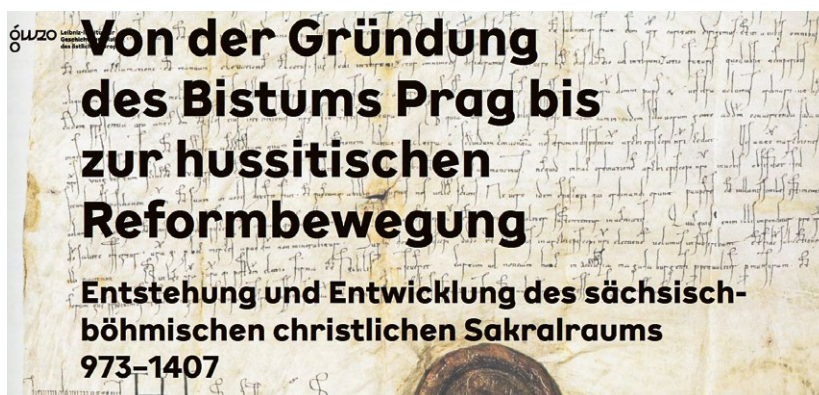
In den Jahren 2023 und 2024 sind einige »Leuchttürme« in der Ausstellungstätigkeit des GWZO realisiert worden. Dabei nehmen die digitalen Ausstellungen einen prominenten Platz ein.

Digitale Ausstellungen

Ausstellungen bilden ein wichtiges und erfolgreiches Medium zur Wissensvermittlung und zum Transfer von Forschungsergebnissen des GWZO in die interessierte (Fach)-Öffentlichkeit. Derzeit können neun digitale Ausstellungen über unsere Homepage besichtigt werden. Allein fünf davon sind 2023 neu erarbeitet und online gestellt worden.

»Von der Gründung des Bistums Prag bis zur hussitischen Reformbewegung« (09/2023 bis 09/2028) ist die erste Ausstellung, die mit Hilfe des Baukastens von den Forschenden selbst realisiert wurde. Das in Kooperation mit der Tschechischen Akademie der Wissenschaften Prag (AV ČR) an der Abteilung Mensch und Umwelt des GWZO durchgeführte Forschungsprojekt untersuchte die Entstehung und Entwicklung des sächsisch-böhmischen Sakralraums von 973 bis 1407. Die Besucher*innen finden prägnant und übersichtlich präsentierte Informationen zu den wichtigen Akteuren, Zentren und Objekten. Die zahlreichen zugrunde liegenden schriftlichen Primärquellen wurden erfasst, transliteriert, übersetzt und so aufbereitet, dass sie im Rahmen der Ausstellung nun allen Interessierten frei zugänglich sind. Eine umfangreiche Literaturliste präsentiert die Forschungssituation.

Der von unserer Kollegin Christine Gölz (†) initiierte digitale »Ausstellungsbaukasten« hat sich als einfach zu erlernendes und kostengünstiges Tool erwiesen, mit dem die Forscher*innen ihre Arbeitsergebnisse selbstständig und anschaulich der Forschungsgemeinde und einer breiteren Öffentlichkeit präsentieren können. Seine Gestaltungsmöglichkeiten sind vielfältig: Eine variable, übersichtliche Ausstellungsstruktur ermöglicht die Kombination von Texten und Bildern, Audio- und Filmsequenzen sowie die Einbindung und Bereitstellung von Text- und Bildquellen. Umfang und Komplexität sind frei zu gestalten. Dabei können die Besucher*innen wählen, welche Kapitel, Texte, Medien oder Hintergrundinformationen sie wann und in welcher Reihenfolge anschauen. Ein Vorteil gegenüber analogen Ausstellungen ist zudem die für Besucher*innen kostenfreie, barrierearme und langfristige Bereitstellung der Inhalte.



Projektleitung: Prof. Dr. Christian Lübke (GWZO), Prof. Dr. Petr Sommer (†, AV ČR)
Projektmitarbeiter*innen: Dr. des. Carina Damm (GWZO), Dr. Markus Hörsch (GWZO), Dr. Jakub Izdný (AV ČR), Dr. Jana Maříková-Kubková (AV ČR) und Dr. Christian Oertl (GWZO).

> Link zur Ausstellung

<https://sakralraum-sachsen-boehmen.leibniz-gwzo.de/>





»Dreikaisereck. Der einzige Ort dieser Art auf der Erde« präsentiert auf dem CBHist.Portal die Ergebnisse des Forschungsprojekts »Die Kraft der Vervielfältigung. Bilder der deutsch-polnisch-jüdischen Beziehungen in den Massenmedien 1890–1930er«, gefördert von der Deutsch-Polnischen Wissenschaftsstiftung. Projekt und Ausstellung sind eine Ko-Produktion des GWZO, des Zentrums für Historische Forschung Berlin und der Polnischen Akademie der Wissenschaften.

Die Ausstellung präsentiert eine kulturhistorische Untersuchung zum oberschlesischen Mysłowice, oder Myslowitz, wo von 1846 bis 1915 die Grenzen Preußens,

Österreichs und Russlands zusammen stießen, auf der Basis historischer Postkarten. Das heute zu Südpolen gehörende Myslowitz lag einerseits auf der Migrationsroute der legalen und illegalen Einwanderer aus dem östlichen Europa in Richtung Westen, andererseits war es ein touristisches Ziel, ein Zentrum des Warentransfers und ein Propagandaobjekt. Ausgewählte Postkarten aus dem späten 19. und frühen 20. Jahrhundert liefern Einblicke in die Kultur- und Sozialgeschichte des Ortes.

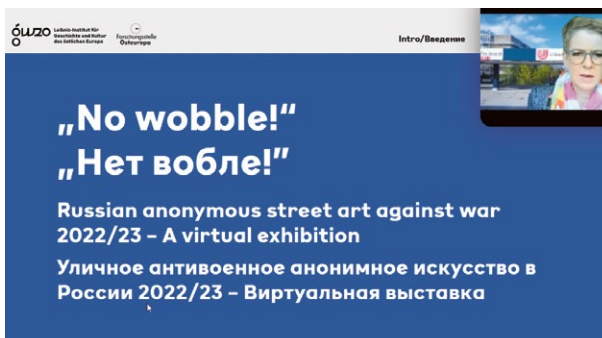
Entwickelt von Maciej Gugala.

Übersetzt ins Deutsche von Agnieszka Zawadzka.

Basierend auf dem Text von Małgorzata Stolarska-Fronia »Begegnungen am Grenort um 1900 – Zwischen nationaler Meister-Erzählung und Sensationen der Mobilität« – Teil des Buches »Gezeigte Grenzen. Erkundungen deutsch-polnisch-jüdischer Beziehungsbilder zwischen 1890 und 1920« von Maren Röger und Małgorzata Stolarska-Fronia unter Mitarbeit von Ryszard Kaczmarek, Marcin Wieloch und Vincent Hoyer (voraussichtlich Dresden 2024).

> Link zur Ausstellung

<https://cbhist.pan.pl/de/mediathek/online-ausstellungen-2/der-einzig-ort-dieser-art-auf-der-erde/>



»No Wobble!« Russian anonymous street art against war 2022/23 – A virtual exhibition
 »Нет вобле!« Уличное антивоенное анонимное искусство в России 2022/23 – Виртуальная выставка

Diese aktuell überaus wichtige, in englischer und russischer Sprache realisierte Ausstellung ist eine Koproduktion des GWZO und der Forschungsstelle Osteuropa in Bremen. Die Ausstellung, die durch



die Initiative und Untersuchungen der russischen Kulturanthropologin Alexandra Arkhipova (derzeit EHESS, Paris) und ihres Teams möglich wurde, präsentiert, analysiert und kontextualisiert anonyme Protestaktionen zwischen Februar 2022 und Juni 2023 in russischen Städten gegen den russischen Angriffskrieg auf die Ukraine. Arkhipova hatte Ende Februar 2022 die mehr als 90.000 Follower ihrer Social-Media-Kanäle aufgefordert, Fotos von russischen

Protestaktionen zu schicken. Aus den vielen Tausend Einsendungen wählten Arkhipova und ihr Team rund 480 repräsentative Beispiele aus, die sie den Besucher*innen in Bild und Wort vorstellen, erklären und kulturhistorisch erläutern. Erstmals dokumentiert, analysiert und präsentiert eine Ausstellung die vielfältige anonyme Protestkultur, die sich seit Beginn des russischen Angriffskriegs trotz der massiven Unterdrückung der zivilen Antikriegsproteste überall in Russland entwickelt hat. Die häufig nur wenige Minuten überdauernden Aktionen werden so nicht

nur langfristig archiviert, sondern auch für nicht-russische Besucher*innen erklärt und dadurch überhaupt als solche erkenn- und verstehbar. Seit Oktober 2023 ist sie online zugänglich.

Kuratorin: Dr. Alexandra Arkhipova

Mitarbeiter: Yuriy Lapshin und Team

Wissenschaftliche Begleitung/Koordination: Dr. Susanne Jaeger (GWZO), Dr. Heiko Pleines (FSO), Felix Herrmann (FSO)

> **Link zur Ausstellung**

<https://www.nowobble.net/>



Das Projekt »Leningradski Feminism 1979«, das erstmals die Leningrader Frauenbewegung von 1979 untersuchte, wurde unter der Leitung des Kultur- und Literaturwissenschaftlers Philipp Venghaus und der Germanistin und Kulturwissenschaftlerin Olessja Bessmeltsewa in den Jahren 2018 und 2019 – vor dem russischen Angriff auf die Ukraine – u. a. in Kooperation mit der internationalen Menschenrechtsorganisation Memorial am GWZO durchgeführt. Dabei wurde die gleichnamige russisch-deutsche Plakatausstellung erarbeitet. Seit Januar 2020 wird sie in Russland, Deutschland und Österreich gezeigt und lädt zum Dialog über Gleichstellung, Diversität und Menschenrechte in Russland ein.

Nun liegt sie auch digital vor – ein wichtiges Zeichen in einer Zeit, in der kritische Geschlechterforschung an russischen Universitäten massiv politisiert wird und die Forscher*innen unter Druck geraten. Auch die russische Kuratorin der Ausstellung, Olessja Bessmeltsewa, lebt inzwischen im Exil. Die digitale Version der Schau macht diesen wichtigen Teil der sowjetischen Geschichte nun online zugänglich und wirkt so dem Fehlen einer sowjetischen bzw. russischen Überlieferung von Erfahrungen feministischen Engagements nachhaltig entgegen. In Video- und Audiointerviews haben Akteur*innen von damals und Wissenschaftler*innen von heute das Wort. Seit Dezember 2023 ist sie online zu besuchen.

Kurator*innen: Philipp Venghaus, Olessja Bessmeltsewa

Digitale Umsetzung: Philipp Venghaus, Tim Grützner

Grafik-Design: Tim Grützner (GRÜTZNER TRIEBE)

Wissenschaftliche Begleitung: Dr. Christine Gözl (†, GWZO)

Koordination: Dr. Susanne Jaeger (GWZO)

> **Link zur Ausstellung**

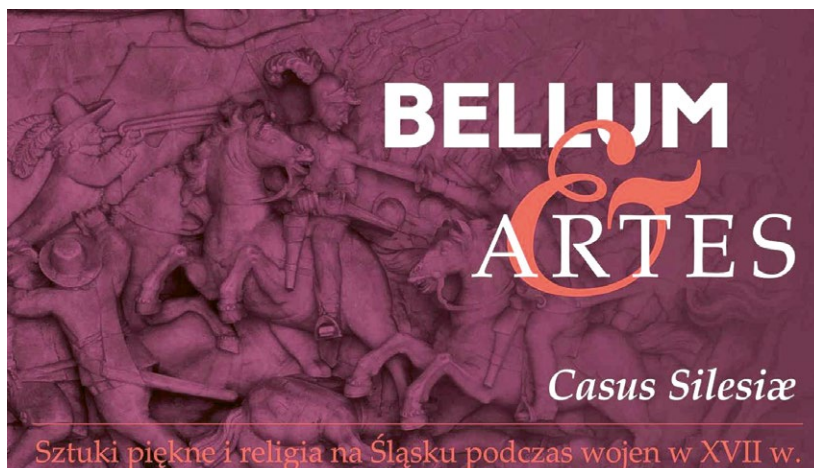
<https://leningradski-feminism.leibniz-gwzo.de/>



Analoge Ausstellungen

Auch bei den analogen Ausstellungen sind 2023 und 2024 überaus wichtige Präsentationen realisiert worden. Im Rahmen des vom GWZO, den Staatlichen Kunstsammlungen Dresden und seit 2023

auch vom Schlesischen Museum zu Görlitz geleiteten internationalen Kooperationsprojekts »BELLUM & ARTES. Central Europe in the Thirty Years' War«, an dem sich ein Dutzend Museen, Bibliotheken und Forschungseinrichtungen aus sieben Ländern beteiligen, gingen zwei weitere Ausstellungen an den Start:



Am 17. Mai 2023 eröffneten das Institut Historii Sztuki und das Muzeum Uniwersytetu Wrocławskiego unter dem Titel »**BELLUM & ARTES – Casus Silesiae**« die zweite (Plakat-)Ausstellung des Projekts. Hierzu untersuchten und präsentierten die Breslauer Partner das Schicksal der Kunst und Architektur Schlesiens im Dreißigjährigen Krieg, das in dieser Epoche massiven Zerstörungen ausgesetzt war. Zur Ausstellung ist ein Katalog erschienen.



Projektleitung: Prof. Dr. hab. Jan Harasimowicz
Kurator*innen: Dr. Agnieszka Seidel-Grześnińska (UW),
Dr. Marcin Wiślocki (UW), Dr. Urszula Bończuk-Dawidziuk MUW)

> Link zur Homepage

<https://uwr.edu.pl/wystawa-bellum-et-artes-casus-silesiae-sztuki-piekne-i-religia-na-slasku-podczas-wojen-w-xvii-wieku/>



Pünktlich zur Wahl des Europäischen Parlaments 2024 eröffnet am 27. April die dritte, zentrale Projektausstellung »**BELLUM & ARTES: Europe and the Thirty Years' War**« im Haus der Europäischen Geschichte in Brüssel. Sie wird gemeinsam vom GWZO, dem Grünen Gewölbe der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden (SKD) und dem Haus der Europäischen Geschichte (HEH) in Brüssel veranstaltet. Alle Kooperationspartner des Projekts haben sich mit Ideen und/oder Kunstwerken beteiligt.

Im Mittelpunkt steht die Rolle der Künste während des Dreißigjährigen Krieges (1618–1648), in den vor 400 Jahren fast alle europäischen Länder verwickelt waren und der weite Teile Europas ver-

wüstete. Anhand von etwa 120 originalen Kunstwerken der Malerei, Skulptur und Grafik, von Waffen und Dokumenten aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges zeigt die Ausstellung, wie die Konfliktparteien die Künste zur Repräsentation und politischen Propaganda nutzten, aber auch wie Kunstwerke zu Botschaftern für den Frieden wurden. Die Migration von Künstlern und die Verschleppung von Kunstwerken werden ebenso beleuchtet wie das lange Ringen um den Frieden und dessen Bedeutung für die Geschichte der europäischen Staatengemeinschaft. Es werden Einblicke in politische Strategien und die Entwicklung rechtlicher Grundlagen vermittelt, die bis heute fortwirken. Drei interaktive Medien-



Stephano della
Bella: Tod
reitet über ein
Schlachtfeld,
Radierung
(1645/48)

anwendungen ermöglichen den Ausstellungsbesucher*innen, den Künstlern, Kunstwerken und Heiratspartner*innen auf ihren Reisen zu folgen. Begleitet wird die Ausstellung, die bis zum 12. Januar 2025 zu sehen ist, von zahlreichen Führungen, Vorträgen und Gesprächen sowie Lernaktivitäten zum Thema »Krieg und Kunst«. Zur Ausstellung ist ein Katalog erschienen.

Kurator*innenteam: Susanne Jaeger (GWZO), Claudia Brink (SKD), Andrea Mork (HEH), Perikles Christodolou (HEH), Jitka Mlsová Chmelíková (HEH)

- > **Link zur Homepage**
<https://www.leibniz-gwzo.de/de/wissenstransfer/ausstellungen/bellum-et-artes-kooperations-und-ausstellungsprojekt>



Thematische Arbeitsgruppen

Seit 2022 verstärken neue, thematisch angelegte Arbeitsgruppen (AGs) die abteilungsübergreifende Zusammenarbeit, insbesondere im Hinblick auf die fünf Forschungsperspektiven¹, und tragen zur Realisierung des mittelfristigen Forschungsprogramms bei. Sie sind als Instrument der hausinternen Karriereentwicklung zu verstehen. Zudem dienen sie der Generierung neuer Forschungsimpulse und der Erzeugung neuer Synergien.

AG »Gute Arbeit«



Die AG untersucht, wie gute/anständige/menschenwürdige Arbeit (*decent work*) in verschiedenen his-

torischen Epochen und geografischen Räumen verstanden wurde. Dabei wendet die AG einen interdisziplinären Ansatz an, der Felder wie Wirtschafts- und Sozialgeschichte, visuelle Kultur, Umweltwissenschaften, Gender Studies und Wissenschaftsgeschichte miteinander verbindet. In ihrer Forschung konzentriert sich die AG auf die folgenden drei Fragen: Erstens: Wie spiegelt das Konzept »Gute Arbeit« die Werte einer bestimmten Gesellschaft wider, und wie hängt sein Inhalt mit dem gesellschaftlichen Wandel im Laufe der Zeit zusammen? Zweitens: Wie wird der ideale Bürger oder das ideale Gesellschaftsmitglied in verschiedenen politischen Regimen durch Arbeit geformt und hervorgerufen? Welche Arten von Arbeit (Berufe, Anforderungen usw.) gelten als wünschenswert und respektabel, und wie werden sie gefördert? Drittens befasst sich die AG mit der Frage, wie Arbeit als Mittel der Integration oder zum Ausschluss von Menschen aus einer Gesellschaft eingesetzt wird. Dazu gehören verschiedene arbeitsbezogene Institutionen, wie z. B. Arbeitshäuser, und die rechtlichen, moralischen und alltäglichen Rahmenbedingungen, in die sie eingebettet sind.

Relief von András Kocsis in Mezőtúr, Ungarn (1949)

Verantwortliche: Lucie Dušková, Corinne Geering

¹ <https://www.leibniz-gwzo.de/de/forschung/forschungsspektrum/zentrale-perspektiven#>

AG »Wissen«



Ausgehend von einem offenen Wissensbegriff diskutiert die interdisziplinäre AG Fragen der Produktion, Ordnung, Vermittlung und Wirkung epistemischer Bestände. Im Zentrum der Betrachtung stehen Wissenspolitiken, -praktiken und -ökonomien im östlichen Europa sowie ihre transnationalen und globalen Vernetzungen. Dazu werden Ansätze aus der Wissens- und Wissenschaftssoziologie, der Netzwertheorie und den *technopolitics* sowie auch explizit feministische und postkoloniale Perspektiven verhandelt. Ziel ist es, die unterschiedlichen Forschungsrichtungen des GWZO zu verbinden, in denen Wissen als Machtbeziehung und -performanz in den Blick genommen wird. Expertise, Gatekeeping, Validität, alternative Fakten, Laienwissen, Körperwissen, Transfer, Grenzziehungen und Raumbildung, Governance, aber auch die Implikationen einer beschleunigten Digitalisierung sind nur einige der Themen, die wir aus einer dezidiert praxeologischen Perspektive als fluide Prozesse nachvollziehen wollen.

Die Treffen der AG dienen der Textlektüre und der Diskussion laufender Forschungsanträge in diesem Feld sowie der Generierung neuer Forschungsideen.

Verantwortliche: Karin Reichenbach, Timm Schönfelder

Campus der Goethe-Universität, Frankfurt am Main

AG »Wasser«



Die Nutzung von Wasser und Gewässern im östlichen Europa war nicht nur Voraussetzung für menschliches, tierisches und pflanzliches Wachstum, sondern auch für den zunehmenden Ausbau der Verkehrsinfrastruktur. Die abteilungs-, disziplinen- und epochenübergreifende Arbeitsgruppe thematisiert deshalb neben der Entstehung der fluvialen Anthroposphäre insgesamt auch den Umgang mit Meeren, Flüssen und Seen, Sümpfen, Mooren und Trockengebieten, ihre Begradigung und Entwässerung, ihre Nutzung im Landesausbau, als Transportwege sowie ihre Bedeutung für die Industrialisierung. Der Bau von Mühlenwehren, Kanälen und Staudämmen zur Energiegewinnung und nicht zuletzt von Hafenanlagen steht ebenso im Fokus wie der Umgang mit (Heil-)Quellen, der Bau von Badeanlagen und die Einrichtung von Gewässerschutzgebieten im Rahmen von Natur- und Umweltschutz. Auch die Bedeutung und Konsequenz von Eis und Vereisung sowie die Erzeugung und Nutzung von Wasserdampf sollen auf ihre Bedeutung für die geschichtliche Entwicklung des östlichen Europa untersucht werden. Ziel der AG ist eine Antragstellung zur Gewinnung von Drittmitteln zur weiteren Vertiefung der Forschung.

Verantwortliche: Matthias Hardt, Uwe Müller

Das Donau-Wasserkraftwerk Eisernes Tor I, aufgenommen unterhalb der Staustufe mit Blick auf das flussaufwärts gelegene Durchbruchstal

AG »Nach der Gewalt«



In der AG »Nach der Gewalt« treffen sich Wissenschaftler*innen verschiedener Fachrichtungen des GWZO, um sich darüber auszutauschen, wie politische Massengewalt in den Gesellschaften des östlichen Europa von der Vormoderne bis zur Gegenwart pazifiziert und transformiert wurde. Die AG fragt mithin nach Bewältigungsstrategien, dem Überleben und Weiterleben der Opfer von Gewalt, der Abschaffung und ebenso dem Fortbestehen von Gewaltverhältnissen, der Bestrafung von Täter*innen, der Sicht und Rolle Unbeteiligter sowie der Umwertung von Gewalterfahrungen in Kunst, Architektur, Literatur, Film.

Wie reagierten Verantwortliche in Politik und Gesellschaft nach dem Ende massenhafter Gewalt, welche Lehren zogen sie daraus? Wie verhielten sich »nach der Gewalt« Akteur*innen wie Herrscher*innen, Inhaber*innen von gesellschaftlicher Macht oder symbolischem Kapital, wie Opfer, welche die Rolle von Entscheider*innen übernahmen, wie Widerständler*innen, wie Stadtplaner*innen, wie Künstler*innen und Schreibende? Was können wir über die Reaktion der Individuen wissen, über die Transformation ihrer Gewalterfahrung im häuslichen Raum, in Narrativen wie in der Kunst?

Die AG trifft sich zur Diskussion von Grundlagentexten aus den beteiligten Disziplinen Archäologie, Kunstgeschichte, Literaturwissenschaft und Geschichte. Außerdem kommen wiederholt Fallstudien und Antragsentwürfe zur Sprache.

Verantwortlicher: Stephan Krause

Franz Marc:
Die Wölfe (Balkan-
krieg) (1913)

AG »Globalgeschichte«



Die AG »Globalgeschichte« arbeitet daran, die global-historisch eingebettete Geschichte des östlichen Europa zu einer ergänzenden Perspektive über die bislang auf das 19./20. Jahrhundert fokussierten Forschungen zu machen. Denn globale Perspektiven sind auch in früheren Perioden sowie im interdisziplinären Austausch (u. a. mit der Kunstgeschichte oder Literaturwissenschaft) möglich und fruchtbringend. Dazu wird »global« nicht mehr im Sinne einer allumfassenden Universalgeschichte und als räumliche Ebene oberhalb der Hierarchie lokal/regional/national verstanden, sondern als zusätzliche Betrachtungsebene, die Verflechtungen von Räumen, Akteuren und Prozessen und ihre historischen Reichweiten ins Zentrum rückt. Ein relationales Verständnis des östlichen Europa und eine Lösung der starren Epochengrenzen zugunsten eines Fokus auf die Zeitlichkeit von Prozessen informiert unsere Arbeit.

Als ein erstes Ergebnis konnte im Wintersemester 2023/24 eine kollaborative Lehrveranstaltung für Promovierende angeboten werden, die anhand thematischer Schwerpunkte fächer- und epochenübergreifend die Globalgeschichte(n) des östlichen Europa von der Vormoderne bis in die Gegenwart thematisiert und durch Mitarbeiter*innen des GWZO geleitet wird. Auf Basis der im Forschungsseminar gemachten Erfahrungen und gewonnenen Erkenntnisse soll eine Kollektivmonografie zu ausgewählten Aspekten der transepochnen Globalgeschichte entstehen.

Verantwortliche: Martin Bauch, Katja Castryck-Naumann

Zeitzer Weltkarte
(ca. 1470)

Freiwilligendienst am GWZO

Antonia Zerbe ist seit September 2023 Freiwilligendienstleistende am GWZO. Im Interview mit Vincent Hoyer erzählt sie über ihre Erwartungen und teilt erste Eindrücke.

Vincent Hoyer: Was erwartest du dir von deiner Zeit am GWZO?

Antonia Zerbe: Ich möchte im Allgemeinen einfach mehr Sicherheit bekommen, in dem, was ich kann und was ich gerne machen möchte. Ich erwarte mir auf jeden Fall, dass ich ganz viele der Hürden überwinde, die ich so im Kopf habe, dass ich Dinge mache, die ich sonst eigentlich nicht machen würde, dass ich ganz viele neue Erfahrungen sammle, die mir dann auch später im weiteren Berufsleben Sicherheit verleihen, und dass ich auch natürlich von dem, was hier geforscht wird, ein bisschen was mitkriege. Weil Osteuropa ein Thema ist, von dem man nicht so viel mitbekommt, wenn man sich nicht so damit beschäftigt. Mein Anspruch war, etwas zu lernen, das ich sonst

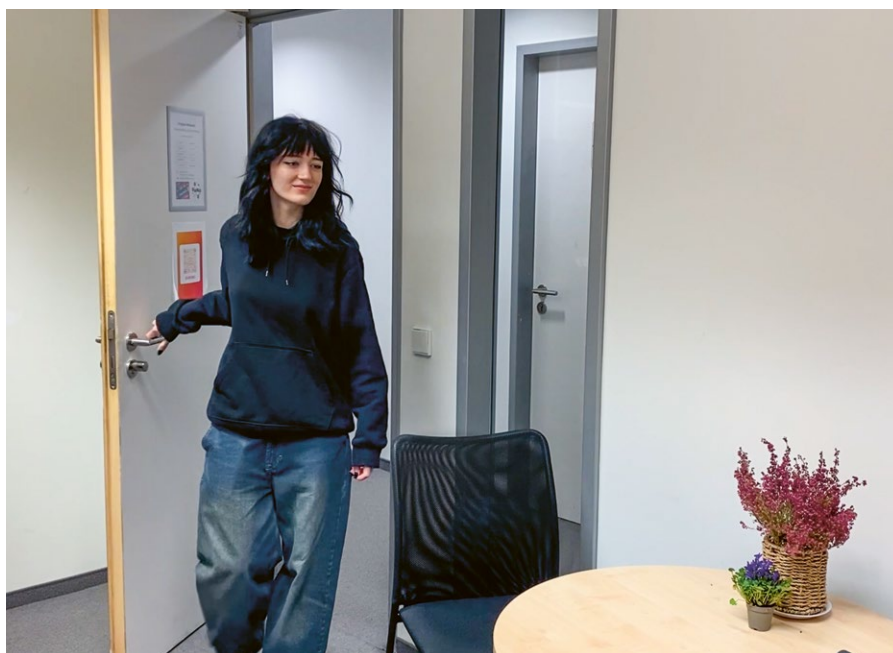
nicht so in der Schule lerne. Und natürlich auch die Verbindung mit Menschen: Neue Menschen kennenzulernen und selbstständig auf sie zuzugehen oder mit Kolleg*innen mal einen Kaffee zu trinken, ist ja auch etwas Neues für mich. Klingt simpel, aber ist nicht so einfach, wenn man es noch nie gemacht hat.

VH: Das sind diese Hürden, von denen du gesprochen hast?

AZ: Ja, genau. An eine neue Einrichtung zu kommen, sich dort nicht auszukennen und dann erstmal alle kennenlernen zu müssen, ist natürlich nicht so leicht für jeden. Vor allem, wenn man bisher nur die Schule kennt. Deshalb bin ich dankbar für die Möglichkeit, für ein Jahr ausprobieren zu können, was ich machen möchte, anstatt mich direkt durch Ausbildung beziehungsweise Studium festzulegen.

VH: Wie bist du aufs GWZO gekommen?

AZ: Ich habe über die Website der Landesvereinigung kulturelle Jugendbildung Sachsen geguckt, was es hier in Leipzig für Möglichkeiten gibt und habe das GWZO gefunden. Das war das, was mich am meisten an-



gesprachen hat, da ich immer mehr Interesse an Geschichte und Kultur als, zum Beispiel, Musik und Theater hatte.

VH: Hattest du vorher Bezug zu Osteuropa?

AZ: Nein, gar nicht. Das war gerade das Spannende daran, dass man keinen Bezug dazu hat und sich nichts darunter vorstellen kann. Weil ich wirklich gar keine Ahnung hatte, fand ich es sogar am spannendsten.

VH: Hast du denn eine Aufgabe, an der du in diesem Jahr arbeiten möchtest?

AZ: Ich habe direkt von der LKJ Sachsen die Aufgabe, über das ganze Jahr wie jeder Freiwilliger ein Projekt zu machen. Ich habe mich nach dem ersten Seminar dafür entschieden, das prominente Thema der Wissenschaftsvermittlung zu behandeln. Das konkrete Format wird sich im Laufe der Zeit herausstellen, aber ich habe viele Ideen zur Umsetzung. Das Projekt wird wahrscheinlich Internet-Recherche, Interviews und Umfragen beinhalten. Am Ende werde ich hoffentlich zu einem Ergebnis in Form von einem Vorschlag zur Vermittlung oder einem allgemeinen Fazit kommen. Ich bin sehr gespannt, was ich in diesem Jahr alles erfahren werde.

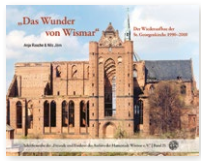
VH: Und in deiner Zeit, also in dieser einen Woche, in der du jetzt am GWZO warst, wie ist dein erster Eindruck?

AZ: Zuerst sind es unfassbar viele neue Eindrücke. Es ist eine ganz andere Welt als Schule zum Beispiel. Die Menschen haben alle ihre Fachbereiche, in denen sie sich sehr gut auskennen, und gehen auch davon aus, dass man sich selbst damit auskennt. Aber es war wirklich sehr freundlich, also alle waren sehr nett zu mir, haben mich sehr gut aufgenommen. Und kümmern sich auch gut um mich, dass ich mit Aufgaben versorgt bin und möglichst viel mitnehmen kann. Und wenn ich eine Frage habe, kann ich immer fragen, das finde ich sehr schön. Klar, es gibt manche Sachen, die sind ein bisschen langweiliger, wie zum Beispiel den ganzen Tag am PC zu sitzen. Aber es gleicht sich auch irgendwie gut aus dadurch, dass man dann mit den Kolleg*innen einen Kaffee trinken geht oder mal eine Aufgabe hat, die was Neues ist, zum Beispiel auf einer Veranstaltung. Ja, also ich fühle mich schon ziemlich wohl.

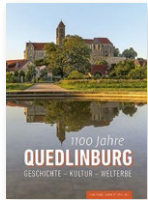


Publikationen

Im Folgenden ist eine Auswahl der 2023 erschienenen Publikationen des GWZO aufgelistet, vor allem Kataloge, Monografien und Sammelbände. Ein vollständiges und aktuelles Verzeichnis auch der kleineren Schriften findet sich auf unserer Homepage www.leibniz-gwzo.de.



»Das Wunder von Wismar« – der Wiederaufbau der Georgenkirche 1990–2010. Von Anja Rasche und Nils Jörn. Wismar 2023. 342 S.



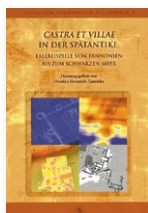
1100 Jahre Quedlinburg. Geschichte – Kultur – Welterbe. Hg. v. Thomas Wozniak und Clemens Bley. Petersberg – Fulda 2023. 592 S.



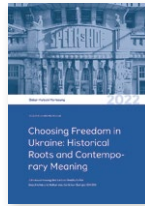
Alle Macht der Imagination! Tschechische Saison in Dresden. Hg. v. Jiří Fajt, Jan Šícha und Susanne Jaeger. Köln 2023. 488 S.



Between Trade and Aid: Theories, Practices, and Results of Attempts at Exporting State-Socialist Development Models to the Third World. (= *Comparativ. Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung* 33/3). Hg. v. Aurelia Ohlendorf und Max Trecker. Leipzig 2023. 154 S.



Castra et Villae in der Spätantike: Fallbeispiele von Pannonien bis zum Schwarzen Meer. Hg. v. Orsolya Heinrich-Tamáská. Rahden 2023. 226 S.



Choosing Freedom in Ukraine: Historical Roots and Contemporary Meaning (= *Oskar-Halecki-Vorlesung* 2022). Von Olesya Khromeychuk. Dresden 2023. 28 S.



Das ehemalige Zwetler Hochaltarretabel (1525). Historischer Kontext – Stilfrage – Werkstatt. (= *Studia Jagellonica Lipsiensia* 23). Von Dorothee Antos. Dresden 2023. 316 S.



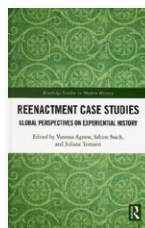
Das ungebaute Leipzig. Projekte, Visionen, Luftschlösser. Hg. v. Arnold Bartetzky. Leipzig 2023. 280 S.



Das vermessene Volk (= *Historische Wissenschaftsforschung* 21). Von Philipp Kröger. Göttingen 2023. 336 S.



Geschichte Polens. Von Jürgen Heyde. München 2023. 5. Auflage. 128 S.



Reenactment Case Studies. Global Perspectives on Experiential History. Hg. v. Vanessa Agnew, Juliane Tomann und Sabine Stach. London 2023. 366 S.



Karten in die Moderne. Eine visuelle Geschichte des multiethnischen Grenzlandes Bukowina 1895–1918 (= Visuelle Geschichtskultur 20).

Von Maren Röger. Dresden 2023. 200 S.



Mitropa. Jahresheft des Leibniz-Instituts für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO). Hg. v. Wilfried Franzen, Susanne Jaeger, Stephan Krause, Maren Röger und Ewa Tomicka-Krumrey. Leipzig 2023. 184 S.



Multiple Transformations: Lived Experiences and Postsocialist Cultures of Work (= Journal of Contemporary Central and Eastern Europe 31/1). Hg. v. Maren Hachmeister, Beáta Hock, Theresa Jacobs und Oliver Wurzbacher. London 2023. 225 S.



Museale Architekturdörfer 1880–1930. Das Eigene in transnationalen Verflechtungen (= Visuelle Geschichtskultur 21). Von Cornelia Jöchner, Christin Nezik, Gáspár Salamon, Anke Wunderwald. Dresden 2023. 256 S.



Nevymovne: Istorii Ukraïnok pro rosijs'ke vtorhennnja ta evakuaciju do Nimeččyny [Unsagbar: Erlebnisse ukrainischer Frauen über die russische Invasion und Flucht nach Deutschland]. Hg. v. Klaus Bochmann und Vasile Dumbrava. Von Svitlana Nyzhnikova, Alina Ponypoliak, Evheniia Shyshika und Svitlana Telukha. Chişinău 2023. 543 S.



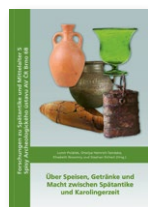
Post-Utopian Spaces. Transforming and Re-Evaluating Urban Icons of Socialist Modernism. Hg. v. Valentin Mihaylov und Mikhail Ilchenko. London 2023. 246 S.



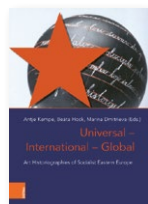
Schweigend sprechen. Zeichen-sprache in mittelalterlichen Klöstern (= Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa 60). Von Radka Ranochová. Dresden 2023. 208 S.



The Middle-Income Trap in Central and Eastern Europe. Causes, Consequences and Strategies in Post-Communist Countries. Hg. v. Yaman Kouli und Uwe Müller. New York 2023. 322 S.



Über Speisen, Getränke und Macht zwischen Spätantike und Karolingerzeit. Hg. v. Lumír Poláček, Orsolya Heinrich-Tamáska, Elisabeth Nowotny und Stefan Eichert. Grenzach-Wyhlen 2023. 345 S.



Universal – International – Global. Art Historiographies of Socialist Eastern Europe. Hg. v. Antje Kempe, Beáta Hock und Marina Dmitrieva. Köln 2023. 320 S.



Völker verkaufen. Politik und Ökonomie der Postkartenproduktion im östlichen Europa um 1900. Hg. v. Vincent Hoyer und Maren Röger. Dresden 2023. 236 S.

Abbildungsnachweise

- S. 2–3** Fotos: Vincent Hoyer.
- S. 4–6** Fotos: Undine Ott.
- S. 7** nach KAPLONY, A.: Fünfundzwanzig arabische Geschäftsdokumente aus dem Rotmeer-Hafen al-Quşayr al-Qadīm (7./13. Jh.) [P.QuseirArab. II]. Leiden – Boston 2014, 66, Taf. 8a.
- S. 8–9** (1) nach GROH, Stefan/SEDLMAYER, Helga: Villa – Wagen – Wirtschaftswunder. Römische Bruckneudorf. Horn 2022, 79. Rekonstruktion: 7reasons Medien GmbH, Datenbasis ÖAW/ÖAI (Stefan Groh, Helga Sedlmayer).
(2) nach ebd., 111. Rekonstruktion: 7reasons Medien GmbH, Datenbasis ÖAW/ÖAI (Nikolas Gail, Christian Kurtze, Helga Sedlmayer).
(3) Foto: Gergana Kabakchieva, Nationales Archäologisches Institut mit dem Museum der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften.
- S. 10–11** Grafik: Máté Szabó.
- S. 14** Foto: Sergey Dolya, mit freundlicher Genehmigung.
- S. 15** (2) Foto: Sergey Dolya, mit freundlicher Genehmigung.
(3) Foto: Privatarchiv Alexandr Osipian.
- S. 16–17** Fotos: Privatarchiv Alexandr Osipian.
- S. 20–23** Fotos: Elza Gubanova.
- S. 25–26** Fotos: Ilona Feldmann.
- S. 29–30** © After Silence NGO.
- S. 32** Foto: V. Menshenyn, mit freundlicher Genehmigung.
- S. 36–37** Foto: Merve Neziroğlu.
- S. 38–39** Screenshots: Dorothee Riese.
- S. 40–41** © Biblioteka Uniwersytecka we Wrocławiu, Oddział Starych Druków.
- S. 42** © Wikimedia Commons, Public Domain.
- S. 46–47** © Sammlung des Dr. T. Chałubiński Tatra-Museum.
- S. 48** Foto: Lartos_82, shutterstock.com.
- S. 53** (1) © Schlesische Digitale Bibliothek, Privatsammlung.
(2) © Dresden, Staatliche Kunstsammlungen, Kupferstichkabinett, Inv. Nr. A 103194.
- S. 57** © Wikimedia Commons, CC-BY-SA-3.0.
- S. 58** (1) © Katja Rösler.
(2) Foto: Erik Cleves Kristensen, © Wikimedia Commons, CC-BY-2.0.
- S. 59** © Wikimedia Commons, Public Domain.
- S. 60** Fotos: Ilona Feldmann.
- Umschlag** Foto: Timur Soroka, © Wikimedia Commons, CC BY-SA 4.0.

Um die Einholung der Bildrechte haben wir uns jeweils bemüht. Sollten wir dennoch eventuelle Rechteinhaber*innen unberücksichtigt gelassen haben, so bitten wir diese, sich mit dem GWZO in Verbindung zu setzen.

Impressum

Mitropa	Jahresheft des Leibniz-Instituts für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO)
Herausgeber	Maren Röger, Vincent Hoyer, Adamantios Th. Skordos
Redaktion	Vincent Hoyer
Korrektorat	Maria Stüiber
Fahnenkorrektur	Vincent Hoyer, Leopold Herter
Gestaltung	Plural Design Severin Wucher
Papier	Munken Pure
Herstellung	hausstätter
Druck	vierC
Bezug	GWZO Leipzig Specks Hof, Reichsstraße 4–6 D-04109 Leipzig Telefon +49 (0)341 9735 560 Fax +49 (0)341 9735 569 info@leibniz-gwzo.de www.leibniz-gwzo.de
E-Mail	mitropa@leibniz-gwzo.de
ISSN	2191-1401



Diese Maßnahme wird mitfinanziert durch Steuermittel auf der Grundlage des vom Sächsischen Landtag beschlossenen Haushaltes.

Redaktioneller Hinweis

Das GWZO tritt für die Gleichstellung von Frauen und Männern ein – eine geschlechtergerechte Sprache ist dafür ein wichtiger Baustein. Wir haben uns daher entschieden, alle Texte in der *Mitropa* geschlechterfair zu formulieren.

